

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Die Himmelskugel	289

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1916.

Abonnementspreis (vierteljährlich 13 Nummern) M. 5.—, pro Jahr M. 20.—; unter Kreuzband bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 5.65, pro Jahr M. 22.60; Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 23.20. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der
VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 48, Wilhelmstr. 3a, Fernspr. Lützow 7724.

Alleinige Anzeig-Annahme
der Wochenschrift „Die Zukunft“ nur durch
Max Kirstein,
Berlin SW. 68, Markgräfenstr. 59.
Fernsprecher Amt Zentrum 10810 u. 10810.

Auktion II am 16. September 1916

von **Paul Graupe, Antiquariat, Berlin W 35.**

Bibliothek Richard Zeezmann, Teil II.

Einfachste: Fröhe Holzschlittenheber — Eine Sammlung Märchenstaden — Berlische Heilkräuter — Alte Medizin — Militärkostüme — Bücher mit handschriftl. Widmungen — Merion — Modejournale — Das Journal des Luxus und der Moden — Stammbücher — Spiele — Museumskataloge — Die Oriental. Teppichwerke — Deutsche Literatur usw.

Fürstenhof Carlton-Hotel = Frankfurt a. M. =

Gegenüber dem Hauptbahnhof, linker Ausgang.
Das Vollendetste eines modernen Hotels. □

Dresden - Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen

Berliner Zoologischer Garten

Grossartigste Sehenswürdigkeit der Welt!

Grösste u. schönste Restaurationsanlage der Welt!

Täglich grosses Konzert.

Neu! AQUARIUM mit Terrarium
u. Insektarium.

Bank für Handel und Industrie

(Darmstädter Bank)

Berlin — Darmstadt

**Breslau Düsseldorf Frankfurt a.M. Halle a.S. Hamburg Hannover Leipzig Mainz Mannheim München
Nürnberg Stettin Strassburg i. E. Wiesbaden**

Aktien-Kapital und Reserven 192 Millionen Mark

Centrale: Berlin, Schinkelplatz 1-4

30 Depositenkassen und Wechselstuben in Berlin und Vororten

Ausführung aller bankmässigen Geschäfte



Berlin, den 9. September 1916.

Die Himmelswage.

Antworten.

In der Darstellung des Rumänenkramers soll ich vergessen haben, „fingerdick zu unterstreichen“, daß König Ferdinand, als dem Zollernhaus Angehöriger, der deutschen Sache besonders verpflichtet sei? Vergessen habe ichs nicht, sondern mit Bewußtsein unterlassen: weil solche Erwähnung mir eben sowiderpolitisch scheint wie jedes Gerede über Verrath, Treubruch, Rachsucht, Strafbedürfniß. Ein Fürst, der die Krone eines fremden Landes erwirbt und auf's Haupt setzt, scheidet aus Haus, Hof, Nationalgemeinschaft, denen ihn die Geburt zugewiesen hatte, und nimmt mit dem Herrscherrecht zugleich die Pflicht auf sich, nur dem Staatsverband, dem Volk noch anzugehören, dem die Erwerbung und Annahme der Krone ihn vermählt hat. Ferdinands Oheim, Karl von Hohenzollern, hat diese Pflicht in der ersten Stunde seines Regentenlebens erkannt. Im Mai 1866 kommt er nach Bukarest. Der Bürgermeister Demeter Bratianu, Joans Bruder, bietet ihm auf rothem Sammetkissen die Schlüssel der Hauptstadt dar. Karl nimmt sie, dankt, steigt aus der zwölfpännigen Kutsche, während Platzregen, der erste seit drei Monaten, auf die dürre Flur niederströmt und, als ein Glücksvorzeichen, jedes Orientalenherz erfreut, in den von sechs Schimmeln gezogenen Galawagen und fährt, durch Menschenhefen und Blumengestöber, unter Völlergedröhn und Glöckengeläut, bis vor die Metropole. Am Portal der Hauptkirche empfängt ihn der greise Metropolit Niphon, Primas von

Rumänien, in dem von Gold funkelnden Gewand, mit Tiara und Silberstab, läßt den Römmling, den römisch-katholischen Fürsten, das Kreuz und das Evangelienbuch der Griechischen Kirche küssen, saßt ihn (nach ehrwürdiger Vorschrift über dem Ellbogen) am Arm und führt ihn an die Stufen des dem Monastias gegenüberstehenden Thrones. (Das Tedeum, sagt Karl, „das von einem Chor schöner, tiefer Männerstimmen gesungen wird, würde erhebend wirken, wenn nicht der näselnde Ton, in welchem, nach der Vorschrift des orthodoxen Ritus, die Gebete abgesungen werden müssen, dem Neuangefommenen störend in die Ohren fiele.“) Aus der Kirche, nur über die Straße, in feierlichem Zug in den Sitzungsaal des Parlamentes. Auch hier ist ein Thron bereitet. Oberst Haralambi spricht die Eidesformel: „Ich schwöre, daß ich Rumäniens Gesetze wahren, seine Rechte vertheidigen, sein Gebiet ungeschmälert erhalten werde.“ Mit der rechten Hand auf dem Evangelienbuch spricht Karl den Schwur; und antwortet dann auf die Begrüßungsrede des Kammerpräsidenten: „Da der freie Wille der Nation mich zum Fürsten von Rumänien erwählt hat, bin ich ohne Zaudern aus Vaterland und Familie geschieden, um dem Ruf des Volkes zu folgen, das mir die Gestaltung seines Schicksals anvertraut hat. Seit mein Fuß diesen heiligen Boden betrat, bin ich Rumäne geworden. Ich bringe Ihnen ein redliches Herz, den reinen und festen Willen, Gutes zu schaffen, schrankenlose Hingebung an mein neues Vaterland und unerschütterliche, von den Ahnen ererbte Achtung des Gesetzes. Heute bin ich Bürger, morgen, wenns sein muß, Krieger; Glück und Unglück wird uns unlöslich vereint finden. Eintracht soll uns stärken, einmüthiges Wollen unsere Kraft auf die Höhe des Geschehens heben.“ Von der Eidesleistung gehts nach Haus; über holpriges, verschlammtes Pflaster vor das einstöckige „Schloß“, das zuvor Kaserne, Kommandantur, Spital war und wo im Februar Fürst Rusa von rebellischen Offizieren aus den Armen seiner Freundin, der Serbischen Fürstin Maria Obrenowitsch, gerissen und, ehe seine im Seitenflügel wohnende Frau den Vorgang erfuhr, zur Abdankung gezwungen wurde. In diesen schmalen Zimmern haust nun, zwischen pariser Möbeln, der Sigmaringer; entsteht noch am selben Abend das erste Ministerium, dem der Moldauer Kasar Katargiu vorsieht, der Walache Ioan Bratianu, der Vater des jetzt für den Krieg verantwortlichen schönen

Schlaupopseß, den Europäerton giebt. Karl weiß, daß er auf besondere Zärtlichkeit der Heimathgewalten nicht mehr rechnen darf; daß Hausinteressen und dynastische Wünsche den König Wilhelm und dessen Minister niemals zu einem nicht von der Nothwendigkeit preußisch-deutscher Entwicklung gebotenen Handeln bestimmen werden. Nach privatem Fürstenrecht ist er noch ein Hohenzollern (so, nicht Zoller, muß man, wie mir scheint, schreiben; „de Zolorin“ wird das schwäbische Herrengeschlecht in der ältesten Urkunde genannt); im Rallul der Staatsmänner ward er Rumäne. Den Abgeordneten, nicht dem Haupt, des Fürstenthumes sagt, vor König graetz, Bismarck, im Fall ungarischen Aufstandes solle auch Rumänien sich gegen Oesterreich wenden und zugleich kräftig für die großrumänische Sache arbeiten. Er trennt sich von der Meinung seines Königs, der an den Vetter Karl Anton geschrieben hat, auch nach Karls Scheiden aus dem Zollernhaus bliebe „eine Art von moralischer Verpflichtung, bei Gefahren für ihn einzutreten. Wohin aber ein solches moralisches Band Preußen führen könnte, ist gar nicht abzusehen; bei unserer geographischen Lage zu jenen Ländern müßten wir, wenn diplomatische Mittel fruchtlos geblieben sein sollten, die materiellen Unterstützungen versagen. Daher würde Preußen von vorn herein solche moralische Verpflichtung, als nicht existiren könnend, perhorresziren müssen, was doch wiederum ein schmerzliches Gefühl erregen muß. Sollte selbst Rußland, natürlich nur widerwillig, in die Wahl eines auswärtigen Fürsten willigen, so ist vorauszusehen, daß Intriguen über Intriguen in Rumänien Statt finden werden, zwischen Rußland und Oesterreich, und da Oesterreich williger für die Wahl stimmen würde, so wäre die Anlehnung Rumäniens an Oesterreich gegen Rußland geboten und somit das neu geschaffene Reich mit seiner Dynastie, von Haus aus, auf der Seite des Hauptgegners Preußens, das ihm doch den Fürsten geben soll! Du wirst aus dem Gesagten entnehmen, daß ich aus dynastischen und politischen Rücksichten diese wichtige Frage nicht so couleur de rose sehe wie Du.“ Solchen Zwiespalt gab es für Bismarck nicht. Der fordert von Rumänien nur, daß es, unter eingeborenen oder importirten Fürsten, vorsichtig seinen Nutzen bedenke. Der Fürst? Eine Figur, die der stärkere Arm, je nach dem Bedürfnis, auf dem Spielbrett verschiebt; 1866 gegen, 1868 für Oesterreich. Seit dem Win-

ter dieses Jahres weiß Karl, daß er von Berlin nicht mildere Behandlung zu erwarten habe als irgendein fremder Balkanhäuptling. Graf Julius Andrássy hat, als ungarischer Ministerpräsident, zu dem Marschese Pepoli, Italiens Vertreter am wiener Hof, gesagt, in dem nahen franko-preussischen Konflikt müsse Ungarn den Sieg Frankreichs wünschen, wenn der Kanzler des Norddeutschen Bundes dem bulgarischen Hohenzollern noch länger die gefährliche Wühlarbeit auf maggarischem Boden erlaube; ein Panrumanismus, der die Walachen Siebenbürgens und des Banates dem Apostolischen König wegfödern wolle, sei nicht zu dulden. Von Pepoli, einem Freunde des Fürsten Karl, erfährt das florentiner Ministerium; und Westdehlen, der Preussische Gesandte, schreibt aus Florenz nach Berlin. Bismarcks Schläfe röthet sich. Das fehlt noch. Neben Beust in Habsburgs Lager Andrássy als zweiten Feind! Schnell eine Note an unseren Generalkonsul Grafen Keyserling. Der soll Karl vor die eilige Wahl stellen: Entlassung des Kabinetts Golefsu-Bratianu und Verzicht auf jeden Umtreib in Ungarn oder öffentliche Rüge im Blatt der preussischen Regierung. Den Delegationen Oesterreich-Ungarns ist ein Rothbuch vorgelegt worden, das dem ruhigen Karl Anton „von Mißdeutungen und Uebertreibungen gegen Rumänien erfüllt“ scheint. Preussische Soldaten, heißt es in Wien und Budapest, seien, als Eisenarbeiter verkleidet, nach Rumänien gekommen. Demeter Ghika wird Ministerpräsident. Karl aber schreibt, die natürlichen Sympathien der diesseits und jenseits der Berge lebenden Rumänen könne er nicht aus der Gefühlswelt jäten, doch „mit Recht erwarten, daß die ungarische Regierung alles Billige thue, um die Beschwerden der drei Millionen Rumänen, die im Banat und in Siebenbürgen wohnen, gegenstandslos zu machen.“ Der Herr der Wilhelmstraße grüßt, der des Ballhausplatzes wüthet; im Fürstenthum wird Karl, weil er den tüchtigen Oberstlieutenant von Krenski aus dem berliner Generalstab als Berater für Armeefragen aufgenommen hat, der Absicht auf Verpreußung geziehen und hört aus allen Winkeln das Gemurr: „Wir wollen Lateiner bleiben und die Einschmuggelung preussischen Wesens nicht in blinder Geduld hinnehmen!“ Allmählich bessert sich das Verhältniß zu den Großmächten; noch aber ist die in Berlin gewünschte entente cordiale mit Ungarn nicht möglich, weil (schreibt

Karl) „die Magyaren ihren Rumänen nicht die Rechte zurückgeben wollen, die sie unter Oesterreich besaßen“. Bismarck kann, bei aller „Unhänglichkeit an das Haus Hohenzollern“, nur nützen, „so weit vaterländische Pflichten es irgend gestatten. Gegen jeden Verdacht einer Solidarität mit angeblichen rumänischen Absichten auf Siebenbürgen würde jeder preussische Minister gezwungen sein, sich durch alle Mittel zu verwahren. Die Annexion Rumäniens können die Ungarn nicht erstreben, weil sie die Zahl der nichtmagyarischen Köpfe in ihrem Staatswesen ohne Gefahr nicht vermehren dürfen. Sie scheinen mir also wesentlich an dem Gedeihen der Herrschaft Eurer Hoheit interessiert.“ Dem Kanzler ist der Fürst Rumäne, nicht mehr deutscher Politik pflichtig; und dem Staatsmann fällt auch im Jahr 78 nicht ein, Karls Vertrag, der russischen Truppen den Durchmarsch erlaubt, nach wiener Muster „eine Schandsäule in Rumäniens Geschichte“ zu nennen.

So soll es sein. Der Fremdling haßt, Mann und Weib, auf der Höhe des Wahllandes schwer genug. Als die Britenkönigin Victoria sich dem schönen Albert von Coburg verlobt hatte, mußte sie ihn bitten, auf die Peerswürde fürs Erste zu verzichten. „Die Engländer sind gegen jeden Fremden höchst mißtrauisch, weil sie stets fürchten, er wolle sich in die Selbstregierung des Volkes einmischen. Das würden Sie niemals versuchen. Wenn Sie aber Peer würden, kämen Sie überall in den Verdacht, eine politische Rolle spielen zu wollen. Deshalb ist besser, jetzt gar nicht davon zu reden.“ Dem Prinzen wurde dennoch böshafte Anfeindung nicht erspart. Zerrbilder zeigten ihn im Kreis einer zottigen, qualmenden Säuferschaar; seiner Jahresesinfest wurden im Unterhaus zwanzigtausend Pfund abgeknidert; den Titel des König-Gemahls konnte er nicht erlangen, weil, wie ein Mitglied des Geheimen Rathes spöttisch zu Bunsen sagte, man ihn, wenn Victoria früher sterbe, doch nicht König-Witwer heißen könne. Kränkung anderer Art hat Alberts Tochter, als Friedrichs Frau, in Preußen und Deutschland erlebt; immer blieb sie „die Engländerin“, wie Marie Antoinette in Frankreich L'Autrichienne geblieben war. Ob der Prinzenexport, ein Bleibsel aus der Zeit, da Länder nicht seltener als Rittergüter den Herrn wechselten, die Sintfluth unserer Tage überdauern wird? Jedes Volk heißt, groß oder klein, heute das Recht, ohne Eingriff und lastenden Machtbruch Fremder nach

dem Ziel seiner Glücksvorstellung hinzustreben, so lange es dadurch nicht die fest begründeten Rechte anderer Staaten schmälert oder bricht. Der fremde Fürst, der sich, verummmt und manchmal dem Lande, das ihn gebir, am Sturmtag zu Leide, diesem Rechtsdrang vorspannt, bietet dem Uge kein hehres Schauspiel. Hat er aber die Bürde solcher Pflicht auf sich genommen, dann muß er sie so lange tragen wie seine Krone. Auf deutschen Thronen kann ein Cumberland und ein Edinburg nur Deutscher, in Madrid ein Bourbon-Anjou nur Spanier, in Sofia ein Koburg nur Bulgare sein. Wer von den zugelassenen Fürsten die Begünstigung der alten Heimath fordert, zwingt sie, nur lauter noch sich zu der neuen zu bekennen: wie bei uns ein als „liberal“ begrühter Minister durch Wort und That erweisen muß, daß er schuldlos in so argen Verdacht gerieth. Preussisch kluge Konservative jauchzen, wenn Einer der Thron an Steuer tritt, nicht: Unser Mann! Sonst, wissen sie, muß er zunächst einmal thun, als neige seine Seele sacht linkswärts. Auch importirte Fürsten mahnt der Weise nicht laut an die (abgethane) Pflicht, des Geburtlandes Vortheil zu wahren. Rumänien darf verlangen, daß sein König Rumäne sei und in dem Deutschen Reich eine fremde Großmacht sehe. Ob er dieses Reich lau oder heiß liebt: einerlei; wichtig wird ihm, Ruhm oder Fluch, nur, ob er dessen Kraft richtig oder falsch gemessen hat.

Im „Temps“ sollte neulich bewiesen werden, daß die sigmaringer den berliner Hohenzollern gar nicht verwandt seien. Die Gemeinschaft der Abkunft von Friedrich von Zollre (schwäbische Namensausdrache) sei mindestens zweifelhaft. Der sigmaringer Zweig katholisch, ein Grafenhaus, bis, 1623, Kaiser Ferdinand ihm die Fürstenwürde verlieh, der Familienpakt, der die Verwandtschaft bezeugen sollte, erst aus dem Jahr 1821, in acht Jahrhunderten niemals Verschwägerung. Soll dieses Geflüster Karls Neffen von Schuld entlasten? Dadurch, daß er nicht fürs Deutsche Reich sorgte, lud er keine auf sich. Seine Mutter war Portugiesin. Seine Königin ist die Tochter des Herzogs Alfred von Koburg und einer russischen Großfürstin, in England geboren, Prinzessin von Großbritannien, Schwester der Großfürstin Kyrill und der Fürstin Hohenlohe-Langenburg. Soll ihr Herz für Deutschland, für Britanien, für Rußland schlagen? Nur für Rumänien. Dessen Willensvollstrecker zu sein, hat der König geschworen. Eid und

Verfassung weisen ihm den Weg. Er muß thun, was die Nation fordert, oder vom Thron steigen. Alle Fürstengeschlechter schillern ins Internationale. Sie mußten. Wie lange noch? Vielleicht hätte Ferdinand kräftigere Einwirkung in den Volkswillen versucht, wenn über ihm nicht die Furcht geschwebt hätte, sträflicher Begünstigung des Geburtlandes geziehen zu werden.

Ein Halbdukend spitziger Briefe rügt, daß ich die Schwierigkeit der Ernährung unterschätze. „Wahrscheinlich, weil Sie selbst den Lebensmittel-Diktator gefordert haben und nun nicht zugeben wollen, daß er nichts leistet.“ Der Vorwurf trifft mich nicht. Diktatur habe ich empfohlen, nicht neue Bureaucratie; einen Mann, der den (recht statilich ausgewachsenen) Beamtenkörper des Reiches, der Bundesstaaten und der Gemeinden für die Aufgaben von heute und morgen rasch zu schulen, tauglich zu machen, mit dem reinen Feuer seines von Schöpfergeist bedienten Willens aus Frost in Gluth zu bringen vermag. Was aus dem Vorschlag in den Gewittern der Kriegsnoth geworden ist, sagt, mit herbillich derber Frische, ein Brief des Herrn von Oldenburg auf Januscha.

An den Deutschen Landwirthschaftsrath.

Es wird mir zum Vorwurf gemacht, daß ich an den Sitzungen der landwirthschaftlichen Körperschaften nicht mehr theilnehme. Die Westpreußen sagen, daß ich zu Hause mehr nützen könnte als an der Front. Aber Sie, meine Herren vom Landwirthschaftsrath, sind Zeugen, wie sehr und wie erfolglos ich seit Beginn des Krieges versucht habe, meine Auffassung in Fragen der Volksernährung durchzusetzen. Es hat wirklich keinen Sinn für einen Rammervorsitzenden, an Berathungen, deren Ergebniß schon festgelegt ist, theilzunehmen, nur der Form wegen oder um als Deckung gegen den berechtigten Unwillen der Landwirthe zu dienen. Ich will an dem Gang der Ereignisse nicht theilhaben, nachdem ich seit zwei Jahren unter großen Reises Strapazen vergeblich meine Auffassung rücksichtslos ausgesprochen habe, weil ich den ganzen Boden, auf dem diese Ereignisse sich abspielen, für falsch halte und für verderblich für unser Vaterland. Das Schlagwort, „Deutschland befindet sich in einer belagerten Festung, in der alle Lebensmittel gleich vertheilt werden müssen“, hat sich zu einem Unheil ausgewachsen, das dem deutschen Volke seine Ernährung erschwert. Auf dem Pflaster einer Festung wächst keine Nahrung. Die deutsche Landwirthschaft soll sie für das Volk schaffen. Es muß daher umgekehrt wie in einer belagerten Festung verfahren werden. Es muß vor Allem die Produktion gefördert werden; und dann erst kann man an die Vertheilung gehen. Kein anderes Ge-

werbe kann gedeihen, wenn dauernd Laien mit geschgeberischen, wechselnden Anordnungen hineinfahren. So geht es aber der Landwirtschaft auch. Sie verkümmert und ihre Produktionskraft nimmt ab in gleichem Schritt, in dem die Eingriffe zunehmen, denen sie von Leuten unterworfen ist, die nichts davon verstehen oder die bekannten politischen Erwägungen in den Vordergrund stellen. Ich glaube, daß unser deutsches Volk viel mehr unter der zu Schanden gelobten Organisation leidet, als es zu leiden braucht, wenn diese wesentlich eingeschränkt würde und die freien Berufsstände wieder in Funktion träten. Das Unternehmen, fünfundsechzig Millionen Menschen gleichmäßig zu bewirtschaften, ist undurchführbar. Die Arbeit, die sonst viele tausend Menschen im eigenen Interesse und als Lebensberuf leisten, kann nicht ersetzt werden durch G. m. b. H., die auf Kosten der Allgemeinheit im Golde schwimmen und nicht von der Brauchbarkeit ihrer Arbeit abhängen.

Als ich im August 1914 den Vorschlag machte, das zum Verkauf kommende Getreide zu beschlagnahmen, erwiderte mir die maßgebende Stelle: „Ihr alter Fehler, immer zu radikal“. Und jetzt? Sobald irgendetwas noch Leben zeigt, stürzt sich eine mit Monopolgewalt ausgestattete Gesellschaft darauf, mietet eine Etage, kauft Klubseffel, läßt sich photographiren, bekommt Gehälter von vierzigtausend Mark und der bewirtschaftete Gegenstand verschwindet vom Markt und ist nur zu Preisen erhältlich, gegen die jeder private Kriegswucher verblaßt. Das ganze Reichsernährungsamt halte ich für eben so verfehlt. Ein Ministerkomitee ist viel geeigneter und besitzt viel geeignete Organe zu dieser Arbeit.

In Friedenszeiten versorgt die Landwirtschaft das deutsche Volk mit Zucker, Kartoffeln und Gemüse in jeder beliebigen Menge. Der Fleischkonsum wurde zu 95 Prozent, ein beliebig großer Brotverbrauch zu 80 Prozent gedeckt. Zum Fleischbedarf wurden vier Millionen Tonnen Futtergetreide eingeführt. Wenn nun das Mehl gestreckt und Kartoffeln in das Brot gebacken werden, so müßte doch Brot bei richtiger Bewirtschaftung in gewohntem Quantum vorhanden sein, wenn das bisher verfütterte Brotkorn dazu genommen und außerdem der Fleischverbrauch auf 50 Prozent des Friedensstandes herabgesetzt wird. Die Manie, auf alles Mögliche und Unmögliche Höchstpreise einzuführen, hat schon zur Zeit der Französischen Revolution das Volk zum Verhungern gebracht. Zuerst hoffte ich, daß die Höchstpreise wenigstens dazu dienen würden, die Landwirtschaft vor dem Vorwurf zu bewahren, unberechtigt Kriegsgewinne zu erzielen. Das Gegentheil ist der Fall. Sind die Kartoffeln verfüttert, weil, in Folge der Herabdrückung des Preises, sie das billigste Futtermittel waren, ertönt das Geschrei: Diese bösen Agrarier halten die Kartoffeln zurück. Liefern sie aber auf Befehl der Behörde das ihnen aufgetragene Quantum rechtzeitig, ertönt es: Die Agrarier wollen hohe Preise mitnehmen. Es ist widerlich und erbittert die ländlichen

Kreise, die das Letzte thun wollen und würden, wenn man sie in Ruhe ließe, so daß sie den Ehrgeiz verlieren, ihren Mitbürgern in der Stadt in dieser Kriegsnoth selbstlos zu helfen. Was ist denn nun Großes erreicht? Viele Tausende von Tonnen Getreide sind verkauft wegen schlechter Lagerung, Millionen Centner Kartoffeln sind erfroren und verkauft, große Mengen Fleisch sind verdorben, der Zucker ist verschwunden, das Gemüse mußte aus Holland kommen, während das inländische verfaulte, das Fett und Fleisch ist mit Gewalt ruiniert und kann nicht wieder werden, wenn die Schweinezucht, die zwei Drittel des Fleisches lieferte, nicht anders behandelt wird als bisher. Zuerst wurden die Schweine unter dem Geschrei: „Das Schwein ist der Feind des Menschen“ totgeschlagen. Dann wurden zu niedrige Höchstpreise festgesetzt, für die sich nicht mästen ließ, zum Schluß aber gab das Verbot der Hauschlachtungen dieser nützlichen Aufzucht so endgiltig den Rest, daß eine Besserung nicht eintreten kann und wird, wenn nicht Alles rückwärts revidiert wird, was auf diesem Gebiete geschehen ist. Auch die jetzige Belassung bei Hauschlachtungen bis zur Hälfte und zwei Fünfteln ist Stümperei, die nutzlos ist. Es ist überhaupt ein Unsinn, die Preisfrage vor die der Produktion zu stellen. Wenn durch die Vertheuerung der Produktion die Preise um hundert Prozent steigen, werden mit Höchstpreisen die Lebensmittel vom Markt gejagt. Es wird dem Publikum verwehrt, freihändig zu kaufen, und die Monopolgesellschaft treibt die Preise noch höher. Ist es nicht ein Skandal, daß, zum Beispiel, der Centner Graupen bei einem Gerstenpreis von zwanzig Mark durch Ausschaltung der Konkurrenz bis zu hundert Mark gestiegen war?

Meiner Ansicht nach braucht man sich über die Wohlhabenden in Stadt und Land überhaupt nicht zu sorgen. Aber auch den Arbeitern ist es besser, wenn sie sich für ihr erworbenes Geld kaufen können, was sie wollen. Den Arbeitern auf dem Lande, die auf Naturallohnung stehen (diese so verführten Hungerlöhne), ist es noch nie so gut gegangen wie jetzt. Ihre Naturalien sind im Werth enorm gestiegen, ihre Unkosten lange nicht in dem Maße. Die Arbeiter in der Stadt finden einen Ausgleich in der großen Steigerung der Löhne. Es kommt ihnen nicht so sehr darauf an, ob die Nahrungsmittel theuer sind, wie darauf, daß sie sie erhalten können, und zwar ohne das den Arbeitverdienst schmälernde Stunden lange Warten. Wirklich schlecht geht es Allen, die ein kleines festes Einkommen oder eine geringe Rente haben, und Denjenigen, deren Gewerbe darniederliegt, wie Künstlern, Lehrern, Schriftstellern, einem Theil anderer Gewerbetreibenden, die nicht mit Kriegslieferungen zu thun haben, allen Arbeitsfähigen, den Familien vieler Kriegstheilnehmer usw. Allen Diesen soll man zunächst helfen und soll nicht die Hände schließen, die sich ihnen entgegenstrecken möchten und denen man diese Möglichkeit durch die unausführbare gleiche Vertheilung der Lebensmittel nimmt. (Gemeint ist: der Versuch, der nicht ausführbar ist.)

Wenn eine Frau in Elbing für zwei Hühner dreißig Mark bekommt, wird sie, wie ich gelesen habe, wegen Kriegswuchers verklagt. Wen geht es Etwas an, wenn ich von meinen eigenen Leuten Gänse für zwanzig Mark kaufe, für Lupinen sechzig Mark den Centner zahle, hundert Mark für Serrabelle und dreitausend Mark für Arbeitpferde, während das Alles früher den fünften oder gar nur zehnten Theil gekostet hat? Ich will es haben, weil ich glaube, daß es mir nützt und daß ich mehr geschädigt werde, wenn ich es nicht habe. Ich weiß, daß ich des schönsten Eigennutzes geziehen werde, wenn solche Ansichten laut werden. Aber ich bin an freundliche Briefe und Postkarten noch aus meiner Reichthagszeit her gewöhnt. Wenn man seinen Mitmenschen vernünftig dienen will, muß Das hingenommen werden. Kinder murren mitunter auch, wenn man ihnen unbedünliche Dinge verbietet.

Der westpreussische Rittergutsbesitzer, Reiteroffizier, Rammerherr Glard von Oldenburg hatte im ersten Kriegsmonat gefordert: Daß zum Verkauf angebotene Getreide wird in Beschlag genommen, für Getreide und Kartoffeln ein Höchstpreis vorgeschrieben, zwischen Korn, Mehl, Brot das Preisverhältniß richtig geregelt, der Handel bleibt zu Kauf und Verkauf frei, wird aber in dem Bezirk, wo das Monopol des Staates unentbehrlich scheint, dessen (reichlich bezahlter) Kommissionär. „Dann hätten wenigstens mit der Sache nur die Leute zu thun, die Etwas davon verstehen. Aber das Mehl blieb frei und Millionen über Millionen wurden den großen Mühlen in die Tasche gejagt, während die kleinen stillgelegt blieben. Der Karren ist im Dreck und darf nicht tiefer hineingeschoben werden durch immer neue Verordnungen nach der selben Richtung, die Deutschland zum Zuchthaus machen, während es um seine Söhne weint, und die nur immer größere Schwierigkeiten heraufbeschwören. Der Karren muß vielmehr herausgezogen werden durch allmählichen Abbau der Organisation.“ Kunstbunger schaffen, die Ruhhaltung nicht erschweren (sonst wird Milch und Butter noch rarer); weder Beschlagsnahme noch Höchstpreis für Wild, Gerste, Schweine; unbefchränkte Erlaubniß zu Hauschlachtungen. „Warum soll die Gerste in Beschlag genommen werden? Damit die Brauereien zwanzig Prozent Dividende zahlen und das Publikum Graupen und Gröhe zu unerschwinglichem Preis kauft? Es wäre viel besser, wenn die Gerste in höherem Maß zur Schweinehaltung verwendet würde. Auf dem Land kann gar nicht genug geschlachtet werden: damit zwischen Land

und Stadt sich ein Verkehr anbahnt, der den Krieg überdauert. In der Stadt können gar nicht genug Leute sich Hühner und Schweine halten, um sie selbst zu schlachten und dadurch die anderen Verbraucher zu entlasten. Genau möge man revidiren, wo eigentlich all das Geld bleibt, das all die Hunderte von G. m. b. H. erhalten, die der Staat errichtet. Bekommt all diese Millionen der Staat, so ist es eine unerlaubte, weil nicht zweckgemäße und sehr drückende Steuer; bekommt sie der Staat nicht, sondern wird damit herumgeworfen, so ist es noch schlimmer. Wenn man schließlich noch Stadt und Land mit den ewigen und unnützen Erhebungen verschont, dann ist ein Anfang zur Besserung gemacht. "Diese Sätze erweisen, erstens, daß auch in Kriegszeit der Preuße (der Oldenburg heißt oder seinen Namen aus ähnlichem Lebenskreis erble) in Wort und Schrift seiner Meinung freien Ausdruck geben darf; zweitens, durch ihre knüppelbide Urvernunft, daß „Der Januschauer“, dessen stämmige Gestalt ein großer Theil der Presse gern in eines fäselnden Rüpel's verzerrte, trotz mancher Schrulle und einem unzeitgemäßen Hang in Patriarchalbrauch ein, wie hier oft betont wurde, grundgescheiter Mann ist (dessen Rath der Adel West- und Ostpreußens vor jedem wirtschaftlich wichtigen Entschluß begehrt). Und als Kritiker unseres öden Kriegssozialismus ist er durchaus nicht einsam. Der (leider vom Staatsministerium aus dem Amt gedrängte) Generallandschaftsdirektor Rapp hat schon im Frühjahr gesagt, statt den Handel auszuschalten und den Hof des Bauers unter Zwangsverwaltung zu stellen, solle man die künstliche Organisation rasch ins Gerümpel verstauen und in den Segen ungehemmten freien Verkehrs zurückteilen. Ungefähr eben so hat im Hamburger Fremdenblatt der Hypothekenbankdirektor Dr. Bendigen, hat vor ungefähr acht Tagen hier Herr Menshausen gesprochen. In dem von diesen Männern tief durchpflügten Gelände mache ich mir nicht Gutachterrecht an. Ich empfahl zuerst, „die Versorgung der Städte den Gewerkschaften, sammt dem Bureaukraten und den Bureaukraten aller Rangklassen, anzuvertrauen“; dann: „einen Diktator, dem alle Behörden, in Stadt- und Landgemeinden, der Bundesstaaten und des Reiches, ohne Widerrede gehorchen müßten und der zu bestimmen hat, ob Rübe oder Korn gebaut, Bier gebraut, Schnaps gebrannt, das Blumenbeet dem Gemüse eingeräumt, Suppe verlöffelt, Kuchen ge-

baden werden soll.* Vielleicht taugte der Rath nicht. Die neuen Behörden haben, mit ihren zehntausend Köpfen, nichts gebessert.

Warum sollten die hastig Zusammengetrommelten, deren „mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattete“ Herbergen sich durch ganze Straßen hin strecken und deren Haushalt (schon der Papier- und Pappverbrauch) Unsummen verschlingen muß, mehr leisten als erfahrene Ministerial- und Provinzialbeamte, Kreis- und Gemeindevorwalter? Die Aufgabe war und ist schwer. Kam aber nicht wie der Bliß aus wolkenlosem Himmel. Der Reichskanzler (oder sein Vertreter fürs Innere) rath den Gewerkschaften, den Aerger über die Nahrungsmittelnoth auf „die englischen Absperrmaßregeln“ umzuleiten. Das wäre den Regirenden bequem; trüge dem Reich aber nicht eines Hälmchens Frucht. Daß deutscher Krieg gegen England und Seesperre bringen müsse, wußten wir steiz; ist von Bismarck, von Caprivi deutlich ausgesprochen und später hundertmal als ein Grund des nothwendigen Zollschutzes angeführt worden. Auf diesen Zustand mußten die Reichswächter vorbereitet sein, als die Gefahr des Europäertrieges auftauchte. Irren ist von Menschenwesen untrennbar. Muß aber, heute noch, Bier gebraut, Schnaps gebrannt, Kuchen, in schon dem Auge widriger Menge, gebaden werden? Gehört salomonische Weisheit zu der Erkenntniß, daß Höchstpreis und Handelsausstellung den anständigen Bezug verderblicher Waare nur erschwert? Daß der Höchstpreis das Wildpret dahin jagt, wo er nicht gilt, und für Kartoffeln wohl eine Weile, doch nicht für die Dauer mit Gemeinschaften möglich ist? Daß Ausfuhrverbote deutscher Staaten und Bezirke jede vernünftige und gerechte Vertheilung rasch verderblicher Waare hindern? Aus einem norddeutschen Waldgasthaus berichtete Herr Jacobsohn in seiner „Schaubühne“:

Ich hause hier seit neun Wochen. Als ich bei der Ankunft unseren Brotkarten-Abmeldechein vorwies, erhielten wir nicht etwa einen Brotkarten-Anmeldechein; die Erwartung schon wurde belächelt. Wohl aber erhielten wir vom ersten Augenblick bis heute: Brot, Butter, Eier, Fleisch und was sonst zu Haus kaum nach kleinsten Maßen, kaum um schweres Geld, kaum mit der größten Mühe zu erschwingen ist, Das erhielten und erhalten wir ohne Beschränkung, in einer Qualität, die vor dem Krieg selten, für einen Preis, der immer spottbillig zu nennen war. Zum Frühstück und zum dritten Gang des Abendbrots kommt auf Jeden so viel Butter wie in der

Großstadt die Woche über auf eine mehrköpfige Familie. An den beiden fleischlosen Tagen giebt es nicht einen Eierkuchen, sondern sieben übereinander gelegt, die in reiner Butter (und von welcher Menge!) gebacken sind. Ueberhaupt schwimmen die meisten Gerichte in reiner Butter. Margarine kennt man nicht. Zu Kaffee und Thee braucht man keine Milch, da an fetter Sahne niemals Mangel ist. Fleischsorten tauchen wieder auf, die sagenhaft geworden waren: auf einen bestimmten Wochentag fällt ein Schweinebraten, der gleich dem köstlichsten Gänsebraten schmeckt; wie davon heruntergefabelt wird, Das erinnert an Homer. Derart werden allein in unserem Gasthof täglich siebenzig Personen (ernährt?) gemästet; und in manchem Gasthof manches Nachbarorts zweihundert. Ihnen allen erscheint die Uvernunft dieser Verschwendung so arg, daß sie sich den Uebergang in die Gewohnheiten der Heimath unbedenklich zu erleichtern trachten: sie kaufen eine Weile vor der Abreise Butter auf und lassen sie im Eiskeller des Gasthofs lagern. Es ist klar, daß in der ganzen Gegend, die sonst zur Reisezeit nicht eben überfüllt war, auf Wochen hinaus kein Bett und kein Billard zu haben ist und daß man sich verwundert fragt, ob wirklich nicht erreichbar sein sollte, von diesem märchenhaften Ueberfluß einen Theil an die Großstädter abzuleiten.

Das scheint nicht erreichbar; trotzdem die Eisenbahn in fünf Stunden den Glerigen in dieses umschmahte Eden trägt. Und solcher Bericht ist nicht etwa vereinzelt. Aus allerlei Zonen des deutschen Himmels kommt ähnlicher. Muß der darbende Großstädter, der ihn liest, Denen nicht neidig werden, die in solche Seligkeit verreisen konnten oder von Tante, Vetter, Freund, vom Schwager des Hausgefindes Fleisch, Eier, Mehl, Linsen, Hühner, Nudeln, Fettstoff erhalten? In jedem Straßenbahnwagen könnt Ihr den Neid zischeln hören. (Ueber Freßerei, Fasterei wird ja viel mehr geredet, gestöhnt als über den ganzen Krieg.) Besonders übel steht's um die Einzelnen, die zu beschäftigt oder nur nicht rüstig genug für die langwierige Ladenbirch sind und keine Diensthoten haben. Neunzig Gramm Fett, ein Ei, höchstens ein Halbpfund Fleisch (oft gefrorenes) in der Woche, bald kein Tröpflein Milch mehr, Gemüse, Geflügel, Obst auf nie erträumter Preishöhe, unverderbter Kaffee nicht zu haben, Kakao um's Drei- bis Viersache vertheuert: da geht's, Excellenzen, nicht immer muthig zu. (Daß man in einer Zeit so ungeheuerlicher Preissteigerung die Leiter der Berliner Straßenbahngesellschaft, die für Stoff und Lohn viel mehr als sonst ausgeben muß, in langen Artikeln schimpft, weil

sie den sinnlos niedrigen Fahrpreis um ein paar Pfennige erhöhen will, gehört ins Bild des Irreseins. Dem Armen ist die Erhöhung der Postgebühr empfindlicher als die des Bahntarifes. Und mancher Schaffner und Fahrer, der zuvor kein Wanst war, hat schon dreißig bis vierzig Pfund an Gewicht verloren.) Wars nöthig, den Millionen, die an jedem Abend um die Nahrung des nächsten Tages bangen, schriftliche Antwort auf die Frage zuzumuthen, welche Mengen von Fleisch, Speck, Dauerwaare, Geflügel, Fett sie im Haushalt haben? Darf ein Gütiger schelten, der auf den Druckzetteln böse Glossen liest und die Leute knurren hört, man solle sie mindestens in Ruhe lassen? Mit jedem Tageslicht schwindet ein Stück des Glaubens an die Wohlthat des aus Erhebungen, Karten, Verboten bereiteten Systems. Völlige Unfreiheit und Kommando-Sozialismus: zusammen trägt sich schwer. Das Schreckbild, das Eugen Richter einst von dem aus den „Irrelehren der Sozialdemokratie“ werdenden Zustand malte, wird unsere Wirklichkeit. Der Patron deutscher Wirtschaft Charles Fourier, der Sohn des Webwaarenhändlers in Besançon, der dem Karlchen, weiß vor einem Kunden den Unwerth eines Stoffes ausgeplaudert hatte, eine klatschende Maulschelle gab. Als Kaufmannsgehilfe sieht Charles in Marseille, daß der Kolonialwaarenhändler, dem er dient, Reis in Häufen verderben und heimlich ins Wasser schütten läßt, um dem hungernden Volk, durch Vorrathsminderung, den Preis auf noch höheren Gipfel zu treiben. Ohrfeigen für Wahrhaftigkeit, Trug zu Profitzweck: fortan ist für Fourier aller Handel nur noch „das edle Geschäft der Lüge“. Das will er ausmerzen. Die Menschheit in Phalansterien, Asyl-Paläste, einpferchen und nach den Regeln neuer „Gastrosophie“ füttern. Jedem eine umgrenzte Lebenshaltung vorschreiben und verbürgen. Ueber die Phalangen des Erdballes gebietet, von Konstantinopel aus, der Omniarch. Die Erdbachse wird (noch vor dem Leser) verrückt, durch Ultraktion zwischen Nord- und Südpol der Ausgleich bewirkt, das Eisgebirg vom Anhauch einer Lichtfrone geschmolzen, die Trepenhölze ins Wohnliche abgeführt. Aller Boden kann Heimath und Fruchstalt werden. Elephanten und Tiger fänstigen sich in die geduldige Zahmheit des Lastthieres. Die Brut der Haie, Walfische, Krokodile zieht Menschen-schiffe durch das Meer, dessen Wasser durch Bestrahlung entsalzt

und schmachhaft gemacht wird. Nordibirien und der Estimobereich ähneln bald dem Land, wo die Citronen blühen. Die von Weisheit gepäppelten Menschen werden zwei Meter hoch, vierhundert Pfund schwer, leben hundertvierundvierzig Jahre; und unter ihnen wandeln im nächsten Saeculum je drei Duzend Millionen Homere, Newtons, Molières. Trotz dieser Kosmogonie war Fourier kein Narr. Die Gedanken der Arbeiterversicherung, Produktivgenossenschaft, Organisation der Arbeit und des Krebites hat er früher als ein Anderer tief eingerammt. Da wir aber nicht an seine Lehre von den zwölf Grundtrieben, sensuellen, affektiven, distributiven, glauben, da unser Staat das Recht auf Arbeit nicht anerkennt, weder Mindesteinkunft noch zulängliche Nahrung verbürgt, auch die Türken nicht aus Konstantins Stadt werfen will: muß er Fouriers Händlerhaherben und Deutschland in ein dürftiges Phalansterion wandeln? Was jetzt geschaffen wird, soll lange währen; denn die Möglichkeit der Lebenshaltung (denket an Goldknappheit, Rohstoffnoth, Viehstandslücken, Valuta, Frachtraum) wird sich erst ein paar Jahre nach dem Friedensschluß ändern. Handel ist nicht Schwindel; wird aber in dessen Nachbarschaft geschoben, wenn ihm fast nur noch der Verschleiß von „Ersatzwaare“, von trübem Gemisch und dunklem Mengsel frei bleibt, das schwerer noch als Schwamm dann aus dem Reichshaus zu tilgen ist. Mit dem Handel ist es wie mit der Presse: muß man sie in der Schicksalszeit, wo es um das Ganze geht, knebeln, so sind Beide nichts Rechtes werth und die ihnen Verpflichteten als nur im Alltagslicht unschädlich Haltbare zu bedauern.

Septembersterne.

Aus dem Didicht wirrer Geräusche, die man uns für Wiederhall der Stimmung von Athen und Saloniki, Althellas und dem griechischen Makedonien ausgiebt, fände der nicht von Auge und Ohr Geleitete sich niemals in Klarheit. Vielleicht ist, wenn dieses Heft gelesen wird, Ereigniß geworden, was heute nur vermuthet werden kann. Gewiß ist, daß Basileus Konstantin sich von dem Generalstabschef Dusmanis, dem Hauptgegner des Staatsmannes Ventzelos, getrennt und Makedonien sich von der dem König schuldigen Pflicht losgesagt hat. Zu bedenken bleibt in der Wartehalle Dreierlei: der uralte Haß, der Hellenen von Bulgaren

scheidet und den nur die Gemeinschaft wider die Türkei für ein Weilschen überbrückte; der Bündnißvertrag, der Griechenlands Entschluß besiegelte, Serbien gegen Bulgarenangriff zu vertheidigen; die Thatsache, daß England, Frankreich, Rußland, die Schöpfer und Bürgen des Griechenstaates, in dem Schutzvertrag sich das Recht gewahrt haben, in jedem Fall der Willensdreieinheit Truppen ins Land zu schicken und die Verfassung vor Bruch zu behüten, der (sagen sie) unleugbar ist, seit Venizelos aus dem Amt gescheucht und die Kammer, ohnetristigen Rechtsgrund, aufgelöst wurde. Unter solchem Zwang steht Griechenland vor den Fragen, ob es, allein auf dem Balkan, zwischen Bistaischen und Rapsischen Meer allein, neutral bleiben, die Mondspiegel schärfen oder stumpfen, mit oder gegen Bulgarien gehen, sich in Ruhe bescheiden oder den Marsch fortsetzen wolle, der auf Kreta begann und nach Makedonien stampfte. Diese Bewegung wählt fort. Blicke vom Auslauf noch einmal auf den Anfang zurück.

Die kreischen Seeräuber wurden zuerst von dem römischen Imperator, dann vom griechischen Basileus gebändigt und unterworfen. Dem entreißen die Araber die Insel des Minosmythos. Im zehnten Jahrhundert zwingt Nikephoros Phokas, der schon alternde Feldherr-Kaiser, den Islam in den Staub. Als Nikephoros, das Kreuzzepter in der Rechten, in der Linken die Akasia, auf goldenen Sohlen, mit Goldbinden um den Leib, als vergotteter Autokrator durch eine Weihrauchwolke in die Hauptstraße von Byzanz schreitet, ist der Siegbringer Herr von Kreta. Für ein Vierteljahrtausend gehört die Insel den Griechen. Fällt, als die Kreuzfahrer in Konstantins Stadt eingezogen sind, den Genuesen, dann den Venezianern zu und wird im letzten Drittel des siebenzehnten Jahrhunderts von den Türken erobert. Griechenaufrstände, die stets niedergezwungen werden. Ibrahim Pascha siegt über Capo d'Istria. Der Friede von Adrianopel bestätigt die Türkenherrschaft. Als, nach Ottos Enthronung, Prinz Georg von Dänemark zum König der Hellenen geführt wird (denen England, um der gefährlichen Kandidatur Leuchtenberg-Beauharnais zu entgehen, das Recht auf die Ionischen Inseln zusprechen muß) und eine Nichte des Zaren Alexander heimführt, entsteht das Gerücht, Kreta sei der Braut als Mitgift gewährt. Die Gelegenheit scheint günstig. Preußen hat Oesterreich geschlagen und

muß sich gegen den pariser Versuch einer revanche pour Sadowa rüsten. Von Mitteleuropa ist also nichts zu fürchten. Alexander darf dem Mann der Nichte helfen. Die Kreter stehen auf, Freiwillige strömen aus Ost und West zu und in Athen ist das Ministerium Rumunduros bereit, Alles auf ihre Karte zu setzen. Doch die erschreckten Großmächte interveniren, die Hohe Pforte entschließt sich nur zu winzigen Konzessionen und am neunten Januar 1869 verbietet die pariser Botschafterkonferenz den Hellenen, auf Kreta zu landen oder den Aufstand durch bewaffnete Banden zu unterstützen. Auf dem Berliner Kongreß kämpfen Karatheodorij und Mehemed Ali für das Türkenrecht auf die Insel; und sind ihrer Sache sicher, seit sie wissen, daß Beaconsfield zwar „Etwas für Griechenland thun“, den Sultan aber nicht zum Verzicht auf Kreta zwingen will. Nach dem Kongreß wird dem Generalgouverneur (Wali) ein christlicher Adjunkt (Muchawir) beigeordnet, ein Theil der Landeseinkünfte für öffentliche Arbeiten reservirt und schließlich bestimmt, daß eine aus 49 Christen und 31 Musulmanen zusammenzusetzende Nationalversammlung, die alljährlich mindestens vierzig, höchstens sechzig Tage berathen soll, Gesetze vorschlage, die der Sultan bestätigen muß, wenn sie in den Rahmen der Osmanenlegislatur passen und die kaiserliche Macht nicht schmälern. Schon diese Klausel macht den freitischen Parlamentarismus zur Posse. Der Wali bleibt Insulartyrann und schaltet hinter dem Ornament einer for show geschaffenen Verfassung nach willkürlichem Ermessen. Wird, nach neuen Aufstandsversuchen, von Abd ul Hamid 1889 mit noch weiter reichender Macht ausgestattet. Den Kretern geht's jämmerlich. Unter dem Druck der Großmächte bewilligt der Sultan ihnen 1895 einen christlichen Generalgouverneur (Karatheodorij Pascha). Ungern. Als die Musulmanen wüthend aufbrüllen und die Hohe Pforte fragen, ob Rumi auf der Insel herrschen, Christen als Wallis mit der christlichen Parlamentsmehrheit regiren sollen, finden sie im Wüdiypalast einen stillen Helfer. Emin Pascha, der vom Wali unabhängige Truppenkommandant, ruft zu offenem Kampf gegen Karatheodorij, entzieht ihm die Polizeimannschaft und setzt durch, daß der dem Islam verhaßte Mann von Turkhan Pascha abgelöst wird. Straßenputsche. Russische und griechische Konsularkawaffen werden gemordet. Wie ein Lauffeuer geht's

durch die Insel. Zuerst schicken Frankreich und Italien, dann auch Britanien und Rußland Kriegsschiffe in die Sudabai. Doch der Bürgerkrieg ist nicht mehr aufzuhalten. In den Städten sind die Türken unantastbar; im Gebirg befiehlt die Epitropie, deren Banden, auch als der Sultan neue Truppen geschickt hat, nicht niederzuringen sind. Darf Griechenland müßig bleiben, während die „Schwesterinsel“ leuchtend um ihr Lebensrecht ringt? In der Weihnachtswochen des Jahres 1895 schreibt Herr Bourée, Frankreichs Gesandter, aus Athen an Berthelot (der große Chemiker leitet unter Bourgeois das internationale Geschäft der Republik), König Georg habe ihm gesagt: „Wenn die Türken wirklich, wie erzählt wird, fünf Bataillone nach Kreta schicken, kann ich für nichts mehr stehen und die Ereignisse müssen ihren Lauf nehmen.“ Der kluge Paul Cambon (der Bruder des später bei uns akkreditirten) ist in Konstantinopel und schildert Herrn Hanotaux (der Berthelot abgelöst hat) die Möglichkeiten solcher Entwicklung. Schon kämpften auf Kreta türkische Soldaten gegen griechische Freiwillige. Wie lange kanns dauern, bis überall die Hellenen aufstehen und die Raserei dieses Nationalismus Makedonien ergreift? Europa muß helfen. Europa hilft. Abd ul Hamid verspricht Alles, was von ihm gefordert wird: Amnestie, getreuliche Wahrung der Konstitution vom zwölften Oktober 1878, Ernennung eines christlichen Truppenbefehlshabers. Er kennt seine Leute. Nach kurzer Ruhe kehrt der alte Zustand der Wirrnis zurück und ein schlauer Fischer angelt sich was Schmachhaftes aus der trüben Fluth. Berowitsch Pascha, der Fürst von Samos, erfährt, als Kommandant, kaum, was vorgeht. Soll die Minorität der Annahmung einer radikalen Mehrheit geopfert, die mit Türkenblut gedüngte Insel leichtfertig den unreinen Ruml ausgeliefert werden? So fragen die Musulmanen. Doch auch die christlichen Kreter sind nicht zufrieden. Heischen, außer dem christlichen Generalgouverneur, der auch über die Truppen frei verfügen müsse, und der Aufsichtspflicht der Großmächte, die griechische Staatssprache und das Recht, die Einnahmen, nach einem der Pforte zu zahlenden Tribut, nur für die Ineressen der Insel zu verwenden. In deren Gebiet wird inzwischen lustig gesengt und gebrannt, geschändet und gemordet. Und der behutsame König Georg, der am Liebsten den Herrgott einen guten Mann sein ließe, kann dem Drang der Oeffentlichen Mei-

nung auf die Dauer nicht widerstehen. Offiziere, Soldaten laufen aus seinem Heer zu den kreischen Rebellen. Kommt's zum Türkenkrieg gegen Hellas? Noch nicht. Abd ul Hamid läßt sich von dem bittenden, warnenden Wort der Völkervereinigung erweichen. Berowitsch Pascha soll fünf Jahre lang Wali sein und, als besondere Auszeichnung, den Rang der Wesire erhalten. Justiz und Polizei werden im Einvernehmen mit der Konsularkommission von Ranea reorganisiert. Was für den Wohlstand der Insel geschehen kann, wird ohne Aufschub geschehen. Jubel in der kreischen Christengemeinde. „Lasset uns, die wir Kinder des selben Landes und an dessen Gedeihen, Christen und Musulmanen, in gleicher Weise interessiert sind, den alten Haber für immer vergessen und, statt einander nach Habe und Leben zu trachten, fortan nur im Weistreit friedlicher Arbeit noch um den Sieg ringen.“ So steht in der Christenproklamation. Endlich Friede auf Kreta. Die Diplomaten rüsten sich am Hochgefühl ihres Erfolges.

Nicht lange. Drei Tage nach der Proklamation kommt aus Randia die Kunde von neuem Christengetöse. Wieder ziehen Türkenhaufen von Haus zu Haus und sichern sich die Herrschaft über die Städte. Wieder fordern sie laut das Recht, nach ihrem Sinn die Insel zu regieren, deren Bevölkerung zu zwei Dritteln doch aus Christen besteht. Und Abd ul Hamid ersinnt eine neue Finte. Um die Insel zu „beruhigen“, schickt er Zihni Pascha hin, der, als Großherrlicher Generalkommissar, mehr gelten muß als der Christ Berowitsch; und bald auch an allen Ecken Feuerchen anzuzünden versteht. Im Januar 1897 Christenverfolgung in Ranea. Der Wali, die Konsuln, die Katholische Mission werden bedroht, die meisten Häuser zerstört, die Christen halbnackt durch die Straßen geschleucht. Auf der Brandstatt fehlt's an Brot; nicht ein Bäcker ist dem Tod entronnen. Die Ueberlebenden flüchten ins Gebirg, hissen die Griechenfahne und beschwören die Brüder in Hellas, die Insel zu annektieren. Delliannis verliest im athensischen Parlament die Depesche, in der Generalkonsul Gennadis das hoffnungslose Elend der Christen meldet: und wie ein Mann erhebt sich die Kammer zum Kriegsruf gegen die Türken. Ein Panzer soll hinüber. Und Prinz Georg, des Königs zweiter Sohn, wird mit einer Torpedoflotte die in Smyrna zusammengezogenen türkischen Truppen hindern, auf Kreta zu landen. Am sech-

zehnten Februar 1897 landet Oberst Waffos dort mit drei Griechenbataillonen und nimmt im Namen seines Königs die Insel in Besitz. Hellas muß siegen. Dreihunderttausend Griechen sind bereit, Konstantins Stadt von der Türkenchaar zu säubern. Der Epirus, Makedonien, Albanien wird aufstehen. Der von Christenblut triefende Abd ul Hamid, den der Britte Gladstone schon zuvor einen Mörder, der Franzose Vandal den Rothen Sultan genannt hat, fliegt in die Luft, die armenischen und kreitischen Märtyrer werden gerächt und die brünstigen Wünsche endlich erfüllt, die seit den Kreuzfahrttagen auf Europens Gewissen lasten. Wie ein Sauserrausch geht durch Griechenland; und das Häuflein der Nüchternen wird überheult. Daß die Balkanrivalität keinem Stamm einen Sieg noch gar einen völligen Triumph gönnt, scheint vergessen. Wird den trunkenen Hirnen rasch aber eingehämmert. Fürst Ferdinand von Bulgarien, der weiter steht als die Haemusvettern, läßt Alexander von Serbien nach Sofia kommen und verabredet mit ihm, was zu ge'hen habe, wenn die Griechen nach Makedonien vordrängen. Das Sammlungsministerium Stmisch erklärt, bei jeder Aenderung des status quo müsse auch Serbien Konzessionen fordern. Schon glimmt in Makedonien. Schon heht der Sultan seine Albanerhorden gegen die Griechengrenze. Höchste Zeit für die europäische Löschmannschaft. Salisbury läßt in Konstantinopel herrlich empfehlen, der Insel, unter der Oberherrschaft des Sultans, Autonomie zu gewähren; in Athen, sich in solchen Erfolg zu bescheiden und die Truppen zurückzuziehen. Hanno'aur schließt sich diesem Vorschlag an und sagt in der Kammer: „La Crète va être remise en dépôt par le Sultan entre les mains de l'Europe et jouira désormais d'une administration autonome sous la suzeraineté de la Porte.“ In Berlin wird der internationalen Politik vom Kaiser die Richtung gewiesen. Der eilt, als er von dem Griechenvorstoß gehört hat, in jäh aufflackerndem Zorn zu dem Marquis de Noailles, dem Botschafter der Französischen Republik, und ruft, die Großmächte müßten den Piraeus, die ganze Hellenenküste blockiren; Europa dürfe ein Vo'l nicht schonen, das seinen Nachbar so frivol herausgefordert und den Frieden des Erdhelles gefährdet habe. König Georg soll seine Truppen zurückziehen. Er möchte wohl, darf aber nicht; wäre unmöglich, wenn er wieder nachgäbe. Wird das Versprechen der Autonomie etwa

besser gehalten werden als frühere Verheißungen? Sicher nicht. Darf Hellas die christlichen Brüder schutzlos der islamischen Wuth preisgeben? Nein. Man lasse die Inselaner abstimmen; sie werden deutlich sagen, ob sie türkisch bleiben, ob griechisch werden wollen. Dann erst darf Oberst Waffos die Insel verlassen.

Britanien hat kaum Zeit, sich ernstlich um Kreta zu kümmern. Kitchener ist auf dem Marsch nach Dongola und Berber; der Sudan wichtiger als das Gekribbel am Strand des Aegeermeeres. Vielleicht läßt sich doch irgendein Vortheil heraus schlagen. Die Großmächte sperren die kreische Küste, um die Landung neuer Truppen (aus Athen und Smyrna) zu hindern, und schicken selbst Kontingente auf die Insel. Die erweisen sich bald als zu schwach; und Salisbury findet, daß für den Christenschutz Nöthige sei auch von zwei Mächten zu leisten; sogar von einer. Warum sollen England, Rußland, Deutschland, Oesterreich Soldaten im Archipelagos halten? Seit Karl Martel bei Poitiers die Araber schlug, seit Karl der Große von Harun al Raschid die Schlüssel zum Heiligen Grabe empfing, ist der Franke im Orient der Westländer, der Christ; das Frankenreich der Wall gegen den Islam. Hat nicht auch die Republik (die schon Gambetta gewarnt hatte, aus der Kirchenfeindschaft einen Exportartikel zu machen) eifersüchtig, noch unter Carnot und Goblet, das Vorrecht ihres Christenprotektorates gewahrt? General Simmons und der Herzog von Norfolk haben Leo den Dreizehnten nicht zu überreden vermocht, in Nordostafrika britische Bischofsitze zu schaffen, die der Gerichtsbarkeit des Kardinals Lavignerie, des Primas von Afrika, entzogen wären. Graf Lefebvre de Behaine, der im Vatikan Frankreich vertrat, hat dem Papst damals ins Gedächtniß gerufen, was die Römische Kirche seit den Tagen des Heiligen Ludwig den Franzosen schulde; daß nach dem Berliner Kongreß am Quai d'Orsay für die wirksame Wahrung des Katholikentums der Dank der Kurie ausgesprochen worden sei. Und Leo hat in der Enchyclika *Aspera rerum conditio* alle Missionare angewiesen, in Nothfällen sich stets an Frankreich zu wenden, dessen Orientprotektorat auf unzerstörbaren Verträgen beruhe. Wer im Erdosten der Hort der Christenheit sein will, mag auch auf Kreta für die Glaubensbrüder sorgen. Frankreich soll als Mandatar Europas die Insel besetzen. Wohlausgesonnen, Marquis Salisbury; wär' der Gedanke nicht so verwünscht ge-

schelt, man wär' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen. Frankreich auf Kreta: keine pariser Regierung darf den Briten dann das Recht zur Okkupation Egyptens bestreiten. Das sieht Hanotaux ein und lehnt drum den britischen Vorschlag ab, trotzdem Rußland ihm zugestimmt hat. Die Truppen der sechs Großmächte müssen bleiben. Kreta (so heißt in der Proklamation der vier Admirale) steht unter Europas Schutz und seine Autonomie ist gesichert. Die Rebellen steigen von den Bergen und ringsum ist Ruhe.

Auf Kreta. Nicht in Griechenland. Das macht jetzt eine unheilvolle Dummheit. Statt mit dem Erreichten mindestens zufrieden zu scheinen und zu thun, als habe sich wirklich nur um Christenschutz und Autonomie gehandelt, enthüllt es die nationale Selbstsucht. Die heimliche und offene Unterstützung der Kreter hat viel Geld gekostet, das Budget ist in Unordnung und nur ein sichtbarer Sieg des Hellenismus kann das Volk zur Hinnahme neuer Steuerlast bestimmen. Der kühle König ahnt wohl die Gefahr hitziger Politik; würde aber die Dynastie entwurzeln, wenn er allein sich der allgemeinen Volksstimmung entgegenstemmte. Wir Griechen dürfen nicht auf Kreta bleiben? Die Großmächte sperren die Häfen, halten die Insel besetzt? Die Enkel der Philhellenen, die Landsleute Byrons vornan, führen heute das Türkengeschäft? Gut. Den Schlüssel zum Phönixeremporium können wir ihrer Faust nicht entwinden; aber in Makedonien dem Islam beweisen, daß Hellas noch lebt. Kronprinz Konstantin wird zum Armeeführer ernannt. Der Schwager des Deutschen Kaisers und ein Mann, den schon der Name zum Kreuzzugshelden praedestinirt. Vorwärts! Deus lo vult! So tobt durch die Straßen von Athen. Doch der Herrgott ist noch immer, wie in Frikens Zeit, bei den stärkeren Schwadronen. Und das Schicksal schreitet schnell. Am zwelundzwanzigsten März haben die Admirale zu Ruhe und Frieden gemahnt. In der fünfundzwanzigsten Märznacht schlachten die durch neue Armeniernerorde gereizten Christen in der Moschee von Skutari ein Schwein, malen mit dem Blut des Thieres Kreuze an die Mauern, hängen den Kadaver über die den Vetern geweihte Stätte, setzen dem abgeschnittenen Schweinskopf einen Turban auf und lassen ihn in der Mitte des Tempels thronen. In wilder Wuth heult der Musulman am nächsten Morgen auf. Ein Gewimmel wälzt sich ins Christenquartier, verwüstet den Friedhof, stampft

über die Gräber hin und reißt jedes Kreuz aus der Erde. Der Versuch, die Unruhen örtlich zu begrenzen, mißlingt. In Ungora und Tofat, in Adana und Caesarea kommts zu ähnlichen Konflikten. Eghem Pascha steht mit hundertfünfzigtausend Mann an der thessalischen Grenze. Sein Heer ist dem griechischen nicht nur an Zahl überlegen. Jeder nicht blinde Diplomat sagt die Hellenenniederlage voraus und Cambon beschwört seinen Kollegen Mawrocordato, in Athen alles zur Vermeidung solchen Schlages irgend Mögliche zu thun. Selbst wenn Konstantin, wider jedes Erwarten, gegen die Uebermacht aufstäme, wäre für Griechenland nichts zu hoffen; die Balkanslawen sind mobilisirt und die Großmächte haben laut erklärt, der Angreifer dürfe aus so freblem Beginnen unter keinen Umständen Gewinn ziehen. Alles umsonst. Zwei Fanatismen wüthen wider einander; zwei Dynastien sechten für das Ansehen, das ihnen den Thron verbürgt. Am zehnten April überschreiten Griechenbanden die Grenze; bald danach suchen andere in Thrakien dem Türkenheer die Verbindung mit der Heimath abzuschneiden. Die Hohe Pforte läßt feststellen, daß die Banden zum größten Theil aus griechischen Soldaten bestehen, von griechischen Offizieren geführt werden: und schickt dem Fürsten Mawrocordato die ihn und sein Personal schützenden Pässe, erklärt dem König Georg den Krieg und giebt Eghem Pascha den Befehl zum Angriff. Die Großmächte bleiben neutral und werden trachten, den Kriegsschauplatz zu verengen. Das Deutsche Reich nimmt die in Griechenland lebenden Türken unter seinen Schutz; für die Griechen der Türkei werden Britanien, Rußland und Frankreich sorgen (die zum ersten Mal ein Orienthandel vereint).

Rühren die Balkanslawen sich nicht? Ferdinand wäre kein kluger Kaufmann, wenn er je eine günstige Konjunktur versäumte. Da Abd ul Hamid die Hellenen auf dem Hals hat, muß er den Bulgaren in Makedonien, dem Land ihrer Zukunftshoffnung, drei neue Bisthümer und für den Wilajet Monastir eine Handelsagentur gewähren. Auch Serbien sichert sich einen Brocken: das Recht, in den Wilajets Monastir und Saloniki Schulen zu gründen und nach Uesfub, wo bisher ein griechischer Metropolit saß, einen Serben zu schicken. Nun mochte Hellas sein Glück probiren... Vierzehn Tage nach der Kriegserklärung ist das Griechenheer auf ungeordnetem Rückzug aus Larissa. Das auf dem Meer ohn-

mächtige Osmanenreich ist nur auf dem Land ernstlich angegriffen worden und hat, nach kleinen Schlappen, den Feind auf den Weg nach Pharsalos gedrängt. Wo Julius Caesar im Jahr 48 mit zwanzigtausend Mann die vierzigtausend des Pompejus schlug, weicht Konstantin jetzt vor Edhem Pascha (dessen Strategie und Taktik der preussische General Grumbkow mitberäth). Am sechsten Mai fällt Pharsalos, am achten Voloß; am zehnten stehen die Vorposten des Türkenmarschalls auf den Hängen des Othrys. Athen ist bedroht. Ist schon seit dem Türkenrieg bei Thynawos in wildem Aufruhr. Soll es, im Angesicht des Feindes, die Schrecken einer Commune nach pariser Muster erleben? Georg, der für seinen Thron zittert, hat, wie Könige in Nothen gern thun, einen Prügelknaben gesucht; und in Delijannis gefunden. Der wird der zum Schloß hinaufbrüllenden Pöbelwuth als Opfer hingeworfen und im Ministerium durch Rhallis ersetzt. Einen Helden, der mit gambettischer Energie die letzten Mittel für den Kampf anbietet und dem Feind nie den Rücken zeigen wird. Neue Enttäuschung. Rhallis besinnt keine Heroenleistung, sondern sucht rasch zu retten, was noch zu retten ist. Und die patriotische Leidenschaft seiner Landsleute (die wohl nicht, wie Fallmerayer meinte, als Slawensprossen anzusehen, immerhin aber durch das von Slawen, Albanern, Kleinasiaten ererbte Blut dem brachykephalen Südslawentypus näher als dem Urbild althellenischer Art gebracht worden sind) fühlt sich schnell, als die Türkenraube die Hauptstadt umdräut. Europa soll helfen. Europa hilft wieder. Heischt zunächst aber die Rückberufung des Obersten Waffos und seiner Truppe, die Unterzeichnung des Waffenstillstandes und die Anerkennung der kretischen Autonomie. Am achtzehnten Mai erklärt die athenische Regierung sich dazu bereit. Am einundzwanzigsten giebt der von den Botschaftern bestürmte Sultan den Befehl zur Waffenruhe. Und fünf Tage danach klettert der letzte griechische Soldat vom Kreterstrand in den Rahn; wird die letzte Hellenenkanone nach dem Piraeus verfrachtet. Griechenland ist ruhmlos besiegt. Doch die einst von Phokas eroberte Insel ist frei.

Frei vom Türkenjoch? Ein frommer Wahn. Am neunzehnten September wird in Konstantinopel der Präliminarfriede ratifizirt. Griechenland muß sich zu einer Kriegsentschädigung von fünfundsiebenzig Millionen Mark verpflichten, auf einige Konsularrechte

versichten, eine den Türken günstige Regulirung der thessalisch-macedonischen Grenze hinnehmen und seine kränkelnde Finanzwirthschaft einer von den Großmächten einzuberufenden Kontrollkommission unterstellen. Denn die Gläubiger des Griechenstaates sind unruhig geworden und wollen sich die Einlösung der Zinscoupons sichern. Diese Bedingungen scheinen dem Volk zu hart und bieten dem ehrgeizigen Delijannis die ersehnte Gelegenheit, sich an Georg und an Rhallis zu rächen. Seine Rüge-rede bestimmt die Kammer zur Ablehnung des Präliminarvertrages. Rhallis muß dem Kammerpräsidenten Zaimis den Platz räumen. Am achtzehnten Dezember wird der (vierzig Tage zuvor mit der endgiltigen Unterschrift der Türken und Griechen versehene) Friedensvertrag angenommen. Doch das Land ist zerrüttet; der König verhaßt, Kronprinz Konstantin als untüchtiger Feldherr verdächtigt. Beide verstehen, nach kurzer Frist ein Stück der verlorenen Volksgunst zurückzuerobern. Dem König hilft ein Attentat, das seiner Presse erlaubt, ihm die übliche „Unerschrockenheit“ nachzurühmen, dem Kronprinzen seine Denkschrift, die ohne Verschönerung der Schwäche die Reorganisation des Heerwesens fordert. Kreta? Griechenland kann in absehbarer Zeit nichts für die Insel thun. Neun Monate zuvor hat Hanotaux im Palais Bourbon gesagt, einstweilen („pour le moment du moins“) könne Griechenland Kreta nicht bekommen. Hätte man in Athen diese Unmöglichkeit erkannt und die Gewährung der Autonomie als einen Erfolg hellenischen Mühens fristirt! Jetzt schwindet die Hoffnung. Georgs Reich blutet aus hundert Wunden; der Weg nach Makedonien ist von Ferdinand verrammelt; das Balkanslawenthum gegen den Hellenismus gewaffnet. Auf Kreta sorgen die von den Großmächten hingeschickten Schutztruppen für äußere Ordnung. Salisbury versucht noch einmal den früher mißglückten Kniff: bietet der Französischen Republik an, einen ihrer Generale zum Wali zu machen. Noch sieht der Franzos in den Briten die Danaer, deren Geschenke nie Heil bringen können; und dieses Mißtrauen lehnt den londoner Antrag ab. Wer soll nun Generalgouverneur werden? Ein Belgier, Schwelzer, Luxemburger; aus einem politisch da unten nicht interessirten Staat muß er kommen. Bis er gefunden ist, regirt ein von den europäischen Admiralen beaufsichtigter Ausschuß der Nationalversammlung. Steuern, Rechtspflege, Polizei

werden reformirt, religiöse und nationale Leidenschaften der Verwaltung fernzuhalten gesucht. Doch in den Hauptstädten sind noch türkische Garnisonen. Dieser Anblick stachelt den Musulmanenmuth. In Randia werden kreisliche Christen gemordet. Daß ginge ohne Sühne hin; aber auch britische Matrosen verrötheln unter Türkenstreichen. Zornige Beschwerde im Vildizpalast. Wilhelm bereitet sich zur Reise nach Konstantinopel, Jerusalem, Damaskus. In Petersburg hat Felix Faure aus Nikolais Mund endlich die Anerkennung des franko-russischen Bündnisses gehört. England muß, nach Kitcheners Sieg bei Omdurman, auch am Bosporus zeigen, daß es noch lebt, noch zu befehlen vermag. Der Sultan glebt nach; zieht seine Truppen aus Kreta zurück. Und drei Tage vor der Weihnacht übernimmt Prinz Georg die Regierung.

Ein Grieche Generalkommissar für Kreta; ein Jahr nach dem Krieg. Ein griechischer Prinz; ein Sohn des Besiegten. Jetzt ist die Insel doch frei? Abd ul Hamid lächelt in seinen Semitenbart. Freilich. Er hat 1878 dem Berliner Vertrag zugestimmt, dessen dreißigste Artikel mit dem Satz beginnt: „La Sublime-Porte s'engage à appliquer scrupuleusement dans l'île de Crète le règlement organique de 1868, en y apportant les modifications qui seraient jugées équitables.“ Zwei Jahrzehnte lang hat er sich mit dieser Gewissenspflicht bequem abgefunden. Soll er seiner überlegenen Schlaueit nun etwa weniger fest vertrauen? Nach dem über ein Christenheer errungenen Sieg, den auf dem ganzen Erdgrund der Islam wie einen neuen Venz bejauchzt? Nachdem ein Deutscher Kaiser ihn eben seinen Freund und den würdigen Erben Saladin's („eines der ritterlichsten Herrscher aller Zeiten, der oft seine Gegner die rechte Art des Ritterthumes lehren mußte“) genannt, ihm Hilfe zugesagt und erklärt hat, seine Europäermacht habe das Recht, das Osmanenreich zu zerstücken? Der Mann der Armeniermorde und der thessalischen Siege braucht nichts zu fürchten. Lebt in hellerem Glanz als im neunzehnten Jahrhundert je ein Sultan. Ist der glorreiche Padischah, der große Khalif, der dem Islam gewiß schnell in neue Blüthe hilft. „Den Gläubigen, von denen er den Blick lange abgewendet hatte, läßt der Herr Mohammeds endlich nun wieder sein Antlitz in Huld leuchten; die Zeit harter Prüfung ist überstanden und der Tag nah, der dem Islam das Zeichen zum Vormarsch giebt.“ Auf allen Märkten, in allen Kaffeeschänken des Mondschelreiches feimt über Nacht solche Zu-

versicht. Mag Georg getrost in Ranea thronen, Europa wähen, die Insel sei ihm „remise en dépôt“: Kreta bleibt dem Grohherrn. Griechenland ist wehrlos; kann, unter Zaimis, Deltjannis, Theotokis, Rhallis, die Parteien nicht einmal zu gründlicher Heeresreform einigen; und bietet, als Michaelowskij in Makedonien das Feuer schürt, dem Sieger von Larissa Beistand gegen die Komitatfchi und deren bulgarische Helfer an. Die Großmächte haben Anderes zu thun; sind in Asien und Afrika beschäftigt und froh, wenn sie von Kreti und Plei nichts hören. (Georgs Vorschlag, die Insel dem König der Hellenen zu geben und die Kontingente der Schutzmächte durch griechische zu ersetzen, wird als nicht diskutierbar abgelehnt.) Ein Balkanbund, wie Milan und Georgewitsch ihn träumten, würde erst möglich, wenn das Schisma geschlossen, die griechische der römischen Kirche versöhnt wäre. Das ist fürs Erste nicht zu erwarten. Oesterreich blickt über Mitrowiza hinaus; Rußland will die südwestliche Flanke nicht noch länger im Käfig des Schwarzen Meeres haben; Italien ist nicht satt und schielt nach Albanien und dem Epirus hinüber. Der Nachbar mißtraut dem Nachbar; würde selbst dem verbündeten das Türkenerbe nicht gönnen. Ein Staatenbund, der Griechenland, Rumänien, Bulgarien, Serbien, Montenegro für die Dauer umschlöße, müßte schon seltsam aussehen; und sollte dann noch die türkischen Provinzen Makedonien, Thrakien und Albanien an sein wirres Interessengesträhn knoten? In der Schweiz leben Deutsche, Franzosen, Italiener friedlich neben einander; dem südosteuropäischen Bergland ist solches Idyll so fern wie Birmingham der Utopia des Morus. Wenn auch der Balkan zu einer reichlichen Rente abwerfenden internationalen Massenherberge würde, kämen die Rassen und Religionen wohl mit einander aus. Bis es so weit ist, muß man mit Zwietracht, Sektensetztlung und Bandenkrieg rechnen. Hat der Rhallif nicht mehr zu fürchten als in der Zeit Franzens des Ersten, des Roi Très-Chrétien, der zum Schutzherrn des Sultans wurde. Die „Integrität der Türkei“ bleibt Europas Lösung. Das weiß der Türke; und thut auch auf Kreta drum, unter dem Griechenprinzen und unter dessen Nachfolger Zaimis, nur, was ihm das Rasseninteresse befiehlt. Großmächte? Ohnmächte: höhnt der Russe Cassini.

Der Philhellenismus lebt nicht wieder auf; alle Rednerkünste der neuen Athener bringen die Stimmung von Mesolongion nicht mehr zurück. Europa sieht in den „Korinthenhändlern, die bei La-

rissa so hastig austrahen“, nicht die echten Erben der heldischen Männer, die seit den Tagen des Kerges tapfer gegen Barbarengewalt stritten; antwortet ihnen, die sich auf Perikles und Solon, auf Mischylos und Sokrates, in den makedonischen Wilajets besonders laut auf Philipp und Alexander berufen, höhnisches: Ihr habt allzu große Kosten im Sack. Das geben sie natürlich nicht zu. „Nur uns Griechen haben die weisen Sultane seit des zweiten Mohammeds Zeit als eine Nation anerkannt und geachtet. Nur uns ist zu danken, daß die Christenheit im Osten den Druck des Türkenjoches überlebt hat. Und als den Organisatoren und Erhaltern des Orientchristenthumes gebührt uns die Herrschaft über die Kirche. Was die Türkei den Slawen bewilligt hat, war mit unserem Blut bezahlt: auf die Kreterrebellion von 1867 folgt die Anerkennung des Exarchates und der Krieg von 1897 sichert den Bulgaren drei neue Bischofsitze. Die Zunge trägt. Unzählige Bauern, die einen slawischen Dorsdialekt sprechen, sind nach ihrer Abstammung und im Herzen Griechen; diese slawophonen Hel-
 'cener-nüßig. Jhr. uns. zurechnen. Müßigen. wir. nicht. in. Makedonien.
 und auf Kreta unser nationales Lebensrecht wahren? Durften wir von dem Boden weichen, auf dem von Alexander bis auf Alkidas unsere Heroen gekämpft haben? Nicht unwerth sind wir solcher Ahnen. Wer uns nachsagt, der Hebung des Rosinenpreises gelte unsere Hauptsorge, ist ein Verleumder. Wir haben gegen Türken und Bulgaren gekämpft, haben oft genug ihren Drang

nt in Europa mehr
 alle Reformversuche
 breichen, fruchtlos
 s tönende, Wunder
 cht in jeder Schick-
 Cochrane, Church,
 Begeisterung. Wäh-
 n Hellenendynastie
 nen Krimpalast für
 t daran denkt, die
 rung Kretas zu er-
 e er seiner Heimath
 dem wichtigen Weg
 erben könne. Eng-
 er Hilfe Indien zu

geheimlich; uns werten. Ihr. trugen; die rein. O. pr
 einer Türkenbehörde zu gehorchen hat. Denn a
 müssen, auch wenn sie in die Wurzeltiefe hina
 bleiben, wo der Musulman herrscht.“ Pompöse
 verheißende Sätze. Hätten nur die Griechen ni
 falsch und traurig versagt! Selbst im Lande der
 Gladstone regt sich für ihre Sache kaum noch
 rend das Haupt des her. dänisch-glücksburgische
 nah verwandten Hauses Holstein-Gottorp sei
 den Empfang des Sultans bereitet (und nicht
 graeco-slawischen Glaubensbrüder zur Eroberu
 muthigen), überlegt Sir Edward Grey still, wi
 die freiliche Subabai, die vorletzte Etape auf d
 vom Atlantischen in den Indischen Ozean, erw
 land weiß, daß es nur mit mohammedanisch

halten vermag, und wird sich vor offener Kränkung des Islam hüten. Also auf einem Umweg das Ziel suchen; vor dem Ohr der Dämanenregierung, vor dem Argwohn des in Saloniki tagenden jungtürkischen Jakobinerklubs als Friedensanwalt für den status quo und die ungeschmälerte Suzerainetät des Ostsultans reden und heimlich aus allen erreichbaren Blasbälgen an der Küste des Aegeusreiches das Feuer anzufachen. Eine stark armirte Flottenstation in der Sudabai könnte die Landstraße verriegeln, die über Makedonien und Kleinasien einst nach Indien führen soll. An die Möglichkeit solchen Gewinnes darf man einen beträchtlichen Einsatz riskiren. Kreta türkisch: wer weiß, was da unten noch werden mag, wenn Wilhelm und Gwinner so weiterarbeiten. Kreta griechisch: Schwächung der neuen Türkei und Erleichterung britischer Ingerenz. Die Rechnung ist einfach. Nur soll man nicht wähnen, der Philhellenismus sei darin heute noch ein Kenner.

Die Kreter sind ungeduldig geworden. Welcher unbefangenen Urtheilende wills ihnen verargen? Vor fünfzig Jahren verheißt Gortschakow, damals so ziemlich der in Europa mächtigste Mann, ihnen die Freiheit (die sie nur unter der Hellenenflagge finden könnten). Zwanzig Jahre danach sagt Bismarck, der in drei Kriegen gesiegt und dem Berliner Kongreß präsidirt hat, in Seelenruhe zu Otto Russell, er sei dafür, gegen kleine Konzessionen in Thessalien und dem Epirus den Griechen Kreta zu geben; dann wäre Südeuropa von einer Reibungsfläche befreit und auf der Glendinsinsel könnte die säkulare Mißwirtschaft enden. Paul Haßfelbt schüttelt freilich das Haupt und ist mit dem Chef wieder einmal gar nicht einverstanden. Doch die Kreter haben das Wort des Deutschen Reichskanzlers, der dem Orient fast schon ein Mythosheld ist, gehört. Hören achtzehn Jahre später aus dem Munde des Ministers Hanotaux, daß ihr Wunsch zwar noch nicht (*„pour le moment du moins“*) erfüllt, ihnen aber, wenn sie die Fiktion türkischer Oberherrlichkeit wahren, unbeschränkte Selbständigkeit unter einem griechischen Generalgouverneur gewährt werden könne. Alle Schutzmächte einigen sich auf diese Formel. Prinz Georg ruft griechische Offiziere und Beamte auf die Insel. Erkennt aber bald, daß er ohne festen Zusammenhang mit der hellenischen Heimath gegen den wühlenden Islam nichts auszurichten vermag; befeußt die Schwierigkeit seines Amtes, die Unmöglichkeit seiner Stellung und stöhnt am Quai d'Orsay auf: „Ich war den Kretern eine Hoff-

nung und bin ihnen nun die bitterste Enttäuschung. Unter so widrigen Verhältnissen haben eigentlich nur noch zwei Menschen auf einer Insel gehaust: Bonaparte und Dreyfuß.“ Da erß nicht länger trägt, legt er sein Amt nieder. Vermählt sich der Prinzessin Marie Bonaparte, der Herr Clemenceau erwirkt, daß sie als Altesse Impériale ins Ehestandesregister eingetragen wird, also einen Titel erhält, den sie weder unter republikanischem Gesetz noch selbst unter Louis Napoleon je führen durfte. Warum setzt der Mann des bloc sich dafür ein? Weil er dem König Georg befreundet und auf sichbarem Posten vielleicht der letzte Philhellene alten Schlages ist. In vielen Artikeln hat er empfohlen, Kreta den Griechen zurückzugeben. Jetzt ist er Ministerpräsident; in Frankreich mächtiger, als Richelieu und Mazarin dort waren (die nicht nur einen feisten Schatten über sich hatten). Jetzt muß den Kretern sich Alles zum Guten wenden. Und Clemenceau trägt die Hoffnung nicht. Als Europa zaubert, den Griechen Jaimis auf Georgs Platz zu setzen, überredet er den Ring und die Russen in Einwilligung. Bald auch in den Entschluß, im Juli 1909 die Kontingente aus Kreta heimzurufen und dadurch zu zeigen, daß die Schutzmächte die Insel nicht mehr „in Depot“ haben wollen. Hellaß jubelt. Endlich schlägt den kretischen Brüdern, die in Leid und Sehnsucht auf Ostrumelien, Bosniaken, Herzegowzen blickten, die Stunde der Freiheit. Die Hohe Pforte darf nicht länger säumen, die Verfassung anzuerkennen, der sie seit zehn Jahren die Sanction weigert; darf nicht neue Banden waffnen, als die Nationalversammlung spricht: Kreta gehört nun unlöslich zu Griechenland. Die Schutztruppen werden heimgerufen. Nächstens, künden die vier großmächtigen Patrone den Kretern, sprechen wir mit dem Sultain über Eure Verfassung und Freiheit ein ernstes Wort. Nächstens: seit fünfzig Jahren heißt es aus irgendeiner Ecke so. Worauf noch warten? Bis wieder Christenblut fließt und das Volksachtel, das an den Koran glaubt, zu neuer Rumihege aus Smyrna Hilfe wirbt? Jetzt oder nie tagt uns die Freiheit. In Kanea und auf den Berggipfeln wird die Hellenenflagge gehißt.

Ein Bißchen zu spät. Clemenceau ist nicht mehr Ministerpräsident und Herr Pichon nur ein Kleiner von den Seinen. Der sagt sich: „Erstens brauchen wir Ruhe zu Haus; sonst scheitert die Steuerreform und die Marinetur und mich holt der Delcassé. Zweitens brauchen wir Ruhe in Südosteuropa; sonst brennt es

eines Tages von der Adria bis an das Ionische, das Schwarze Meer lichterloh und wir können den achtzehn Milliarden, die wir Russen und Türken, Serben und Griechen geliehen haben, durchs Flackerfeuer nachlaufen. Drittens will England offenbar die Annexion, die Osmanenschwächung nicht; und die entente cordiale wäre gefährdet, wenn wir uns auf diesem heißen Boden von unseren Freunden, den Briten und Russen, trennten. Zwar hat Clemenceau manchmal, unter vier Augen, geredet, als wünsche man in London, von der Thatsache der grieco-kretischen Vereinigung überrascht zu werden. Der bleibt aber bis an den Rand des Grabes tête de linotte; hat auch das internationale Geschäft nie gründlich gelernt. In Vercy spricht Edwards' Botschafter gegen die Annexion; und auf Korfu soll Wilhelm dem Schwiegervater seiner Schwester Sophie diplomatische Unterstützung zugesagt haben. Das muß genügen; über jeden Zweifel hinweg uns die Richtung weisen.* Vichons pia anima ist in Bereitschaft, sich den anglo-russischen Wünschen anzupassen. Also: Erhaltung des status quo und Unantastbarkeit des Osmanenreiches. Die von Hanotaux in Umlauf gebrachte Formel. Ob der Ring damit zufrieden ist? Er hat sich gewöhnt, auch den ärgsten Verdruss hinter den Fettpolstern seines stets munter blickenden Antlitzes zu bergen. Um Bosporus aber schwillt jedem Hähnchen der Kamm. Die Hellenenflagge muß bis morgen vom Stod. Griechenland wird grob foramirt und flammelt, sich zu entschuldigen, es habe weder die Annexion gewollt noch die Anschlußklärung je als gültig anerkannt. Und der Insel, die von Freiheit träumte, droht völlige Vertüftung.

Seit dem siebenten Oktober 1908 hat sie sich dem Hellenenstaat verlobt; noch aber den für die Trauung zuständigen Beamten nicht gefunden. In jedem Jahr fast das selbe Erlebnis: Mahnung zu Geduld; Einzug und Abzug der Schutztruppen; die blau-weiße Griechenflagge hinauf und herunter; unnützes Plaudern und Zaudern. Einer nur rafft sich zu That auf: Venizelos, der, als Sohn eines griechischen Bürgers unter Türkenherrschaft geboren und beiden Reichen zugehörig, das Haupt der Inselregierung geworden ist. Er thut, was alle Anderen nur malen. Er verzichtet auf die Präsidialmacht, auf das bequeme Glück in der Heimath; läßt sich in die athener Kammer wählen und kommt, trotz dem Widerspruch der Hohen Pforte, die den Boykott des Griechenlandes noch verschärft, und trotz dem Verrath der Großmächte als Kretas

Vertreter in die Hauptstadt von Hellas, „um es in höheren Rang und edlere Sittlichkeit zu heben.“ Am zwanzigsten September 1910. Vier Wochen nach der Ankunft wird er durch den Willen der Nationalversammlung und des Königs Ministerpräsident. Er will Revision der Verfassung, Wehrmachtmehrung, Verwaltungsreform, Abwehr von Parlamentsmächlerei, Uemterfächer, Günstlingwirtschaft, Offizierthyrannis, will einen Bund der Balkanstaaten: und steht nach kurzer Frist am Ziel seines Wollens. Die erste Wahl sichert ihm 249 von 279 Kammerstimmen. Aus Frankreich erbittet er für das Heer, aus England für die Marine Lehrmeister. Durch strenge Aufsicht hemmt er Schmuggel, Steuer- und Zolltrug. Läßt Sümpfe austrocknen, wüstes Land berleseln, Berge aufforsten, den Bodenkredit erleichtern, eine Landbank gründen, die Rechtspflege vor jedem Eingriff, von unten und oben, schirmen. Die Nation jauchzt dem Ueberwinder des schmählichen Parteiklüngels zu. Die Herrscherfamilie? Er hat den Prinzen Georg aus Kreta gedrängt. Doch er geleitet, schon im Dezember 1910, den König Georg, der seit dem Offizierputsch vom August 1909 in einem Bergschlößchen haust, in die Hauptstadt zurück und giebt bald danach dem Kronprinzen das Amt des Armee-Inspektors wieder, das ihm der Aufständerttruh der Militärliga genommen hatte. Vater und Sohn danken ihm die Rückkunft auf Gipfel; den hohen Orden, der dieses Dankes Zeugniß sein soll, lehnt Venizelos ab; „weil die Pflicht zur Gegenzeichnung des Erlasses ihn zwänge, sich selbst zu ehren.“ Kreta? Weil die Nationalversammlung abermals dem Griechenkönig Treue geschworen hat, bestätigen die zu Sühnung aufgerufenen Schutzmächte dem Sultan, daß sein Souverainrecht (bis dahin wars stets nur das eines suzerain) noch anerkannt werde. In Saloniki bildet sich ein „Centralauschuß für den Griechenboykott“. In Kleinasien werden die Rebentügel der Griechen zerstört, ihre Oelbäume verbrannt, ihnen selbst die nothwendigsten Waaren geweigert und die Türken, die Griechenruß erwidert haben, als Verpestete eingesperrt. Angst bändigt Herrn Venizelos nicht. Im Yemen, auf der syrischen Hochebene, in Albanien gährt's, Rom rüstet die Herzen zur Erobererfahrt nach Tripolis, ein deutsches Kriegsschiff ankert vor Agadir. Die Türkei darf ihre Streitkräfte jezt nicht nach Kreta verzettern und Englands Hilfe ist auch durch die Lockung mit dem Endstrang der Bagdadbahn nicht zu erkaufen. Am zwanzigsten September

scheinen Deutschland und Frankreich über Marokko einig; am sechszwanzigsten erlischt das kretische Generalkommissariat; am achtundzwanzigsten postiert Italiens Ultimatum in die Pforte. Venizelos verspricht den Mächten, den von Kreter Abgeordneten die athenener Kammer zu verriegeln; bereitet das türkische Angebot eines Balkanbundes, obwohl er eben einen, gegen die Thessalien bedrohende, den Griechenhandel würgende Türkei, mit Belgrad und Sofia vorbereitet hat; löst das Parlament (dessen Zugsamkeit ihm in 137 Sitzungen 171 Gesetze bewilligte) auf, um den von Ungeduld empörten Kretern jede Möglichkeit des Eindringens zu nehmen; vertagt, aus dem selben Grund, die Eröffnung der neuen Kammer (in der wieder fünf Sechstel für ihn sind) vom Mai in den Juni, vom Juni in den Oktober. Nun ist es so weit. Bulgarien, Serbien, Montenegro marschieren mit Hellas gegen den Sultan-Khalifen. Der Tag, der ihre Heere in Makedonien einrücken sieht, erschließt den Kretern, den Befreiern von Samos, endlich die Griechenkammer. Nach den ersten Türken Schlappen nimmt König Georg, ohne die Schutzmächte zu fragen, die Insel in den Reichsverband auf und ernennet den Christen Dragumis zu ihrem Gouverneur. Georg wird Herr über den Südepeirus, über Saloniki, Drama, Katala, Seres; sein Sohn, der bewußt und gekehmt war, wächst in Feldherrnglorie. Der Bularester Friede brückt Bulgarien, den ältesten Feind, der Byzanz schon sein gewohnt hatte, in dürstige Enge herab; an Rumänien verliert es sechstausend Quadratkilometer, an Griechenland und Serbien den Haupttheil seines Makedoniens. Zehnter August 1913. Noch sind nicht drei Jahre verstrichen, seit Venizelos im Piraeus von Bord ging. In vierunddreißig Monaten hat er für Volk, Staat, Herrscherhaus mehr erlangt als je vor ihm ein Neugriecher; mehr als in breiterem Zeitraum irgendwo ein heute lebender Staatsmann.

Das darf der redliche Gegner nicht leugnen noch das Gewicht solchen Verdienstes von der Schale stoßen, die neben dem Zwilling am Wägbalken schwebt. Nur die Durchleuchtung des alten Habers lehrt den neuen verstehen. Als Kreter haßt Venizelos die Türken, als Iulio-Griecher die Bulgaren; für Deutschland, dem seine Heimathinsel immer Hesuba blieb, das nicht zu ihren Schutzmächten gehörte und seit 1890 dem Osmanenreich zärtlich befreundet war, konnte er nur die dem Starken gebührende Hochachtung fühlen. In Feindschaft wollte er es niemals reizen:

und wurde doch, ohne Bewußtsein, ein Gestalter des Zustandes, aus dem der Europäer Krieg ausbrach. Ohne Kretas-Rebellion kein Balkanbund (auch, freilich, ohne Panthersprung weder Tripolis noch Balkankrieg gegen die Türkei); ohne den Bund, der dem Minister Tripolis mißlungen war, ohne den Krieg und den Sieg kein austro-ungarischer Drang, die Slawenheide zu stützen. Trotzdem die Westmächte ihm stets die Bulgaren vorzogen, glaube Venizelos, mit ihnen, mit Griechenlands Gründern und Bürgen gehen zu müssen, weil in ihm die Ueberzeugung fest war, deutscher, also auch türkischer Sieg werde seinem Vaterland noch einmal das mühsam eroberte Kreta, österreichischer vielleicht Saloniki rauben. Niemals, hatten die Jungtürken oft gesagt, „werden wir auf Kandia verzichten, das uns fünfundzwanzig Kampfsjahre und hunderttausend Krieger gekostet hat; die Hingabe Kretas, das uns seit 1669 gehört und um das wir von 1770 bis 1900 immer wieder fechten mußten, würde dem Khalifat den brauchbarsten Menschenstoff nehmen, unseren Insel-Paschalik in der Wurzel tiefe gefährden und dem Islam die Ausrottung der kleinasiatischen Griechen aufzwingen.“ Solche Rache hat Venizelos gefürchtet. Um seinem Hellas die Griechenwilajets in Westkleinasien einzugliedern, war er bereit, den Bulgaren Drama, Sereß, Kavalas zu gönnen: und verlor durch die Ankündigung dieses Entschlusses zum ersten Mal die Massengunst. Nun hat Strategenbedürfnis den König genöthigt, das selbe Gebiet bulgarischen Truppen, die er als Feldherr mit Donnerwort aus den Grenzen der Menschheit gewiesen hatte, zu öffnen: und die alten Feinde des Kronprinzen, Oberst Zorbas und andere Köpfe der Militärliga, haben sich wüthend gegen den König Konstantin gekehrt. Die Volksmehrheit hing ihm gestern noch an. Auch Rumänien, dessen Vormarsch 1913 den Griechen Sieg sicherte, steht jetzt aber im Treffen. Soll der Basileus in das Leid des vierten Konstantin, des Bärtigen, sinken, der die Bulgaren in das Land zwischen Balkan und Donau eindringen ließ? Er ahnt, daß bulgaro-türkischer Triumph über Serben und Walachen ihm nicht verziehen würde. Und hat über Venizelos gesagt: „Ich mag ihn nicht, bin aber, wenn ich ihm zehn Minuten zugehört habe, im Bann seines Wortes.“



Zeichnet die fünfte Kriegsanleihe!

Der Krieg ist in ein entscheidendes Stadium getreten. Die Anstrengungen der Feinde haben ihr Höchstmäß erreicht. Ihre Zahl ist noch größer geworden. Weniger als je dürfen Deutschlands Kämpfer, draußen wie drinnen, jetzt nachlassen. Noch müssen alle Kräfte, angespannt bis aufs Äußerste, eingesetzt werden, um unerschüttert festzustehen, wie bisher, so auch im Toben des nahenden Endkampfes. Angeheuer sind die Ansprüche, die an Deutschland gestellt werden, in jeglicher Hinsicht, aber ihnen muß genügt werden. Wir müssen Sieger bleiben, **schlechthin, auf jedem Gebiet**, mit den Waffen, mit der Technik, mit der Organisation, nicht zuletzt auch mit dem Gelde!

Darum darf hinter dem gewaltigen Erfolg der früheren Kriegsanleihen der der fünften nicht zurückbleiben. Mehr als die bisherigen wird sie maßgebend werden für die fernere Dauer des Krieges; auf ein finanzielles Erschlaffen Deutschlands setzt der Feind große Erwartungen. Jedes Zeichen der Erschöpfung bei uns würde seinen Mut beleben, den Krieg verlängern. Zeigen wir ihm unsere unverminderte Stärke und Entschlossenheit, an ihr müssen seine Hoffnungen zuschanden werden.

Mit Ränken und Kniffen, mit Rechtsbrüchen und Plackereien führt der Feind den Krieg, Heuchelei und Lüge sind seine Waffen. Mit harten Schlägen antwortet der Deutsche. Die Zeit ist wieder da zu neuer Tat, zu neuem Schlag. Wieder wird ganz Deutschlands Kraft und Wille aufgeboten. Keiner darf fehlen, jeder muß beitragen mit allem, was er hat und geben kann, daß die neue Kriegsanleihe werde, was sie unbedingt werden muß:

**Für uns ein glorreicher Sieg,
für den Feind ein vernichtender Schlag!**

Abiturienten-Examen

Damen werden schnell und gründlich zum Abiturienten-Examen vorbereitet im
Darmstädter Pädagogium

Dr. Möllers Sanatorium **Diät-Kuren nach Sch. II** Herzliche Lage
Wirks. Heilort
L. chron. Krankh.
Pres. u. Dresden, etc.
(Abteilung I. Winterbäder: pro Tag 5 Mk.)

Sanatorium Bühlau

bei Dresden.
Stets geöffnet. Prospekte frei.

*Im
neuen Götterbau
erfolgt man Heilung
durch die*

**Woffitsche
Zeitung**

Leolin SW 68, Villflüßchen

Kurfürsten-
damm 235

„Königin“

Kurfürsten-
damm 235

Weinrestaurant I. Ranges

Täglich Konzert

□ □

Täglich Konzert

Weinstuben

Mitscher

Französische Straße 18

Krebse

Vorzügliche

Küche

Zentrum 2281

Berlin-Weinrestaurant Willys-Berlin

Frühstück von 12—4 Uhr :: Fünf-Uhr-Tee :: Abends n. d. Karte

Vornehme
Konzerte.

Kurfürstendamm 11

Vornehme
Konzerte.

Wissenschaftliches Literaturarchiv für philosophische und staatswissenschaftliche Arbeiten

Berlin W., Gleditschstr. 47

bietet Forschern, Lehrern wie Studierenden ergiebige Gelegenheit zur Erweiterung ihres wissenschaftlichen Gesichtskreises. Aufschlußreiche Prospekte versendet kostenfrei der Begründer

Fr. W. Schmidt

Fünfte Kriegsanleihe.

5% Deutsche Reichsanleihe, unkündbar bis 1924.

4½% Deutsche Reichsschatzanweisungen.

Zur Bestreitung der durch den Krieg erwachsenen Ausgaben werden weitere 5% Schuldverschreibungen des Reichs und 4½% Reichsschatzanweisungen hiermit zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt.

Die Schuldverschreibungen sind seitens des Reichs bis zum 1. Oktober 1924 nicht kündbar; bis dahin kann also auch ihr Zinsfuß nicht herabgesetzt werden. Die Inhaber können jedoch über die Schuldverschreibungen wie über jedes andere Wertpapier jederzeit (durch Verkauf, Verpfändung usw.) verfügen.

B e d i n g u n g e n .

1. Annahmestellen. Zeichnungsstelle ist die Reichsbank. Zeichnungen werden

von Montag, den 4. September,
bis Donnerstag, den 5. Oktober,
mittags 1 Uhr

bei dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin (Postcheckkonto Berlin Nr. 99) und bei allen Zweiganstalten der Reichsbank mit Kasseneinrichtung entgegengenommen. Die Zeichnungen können aber auch durch Vermittlung der Königlichen Seehandlung (Preussischen Staatsbank) und der Preussischen Central-Genossenschaftskasse in Berlin, der Königlichen Hauptbank in Nürnberg und ihrer Zweiganstalten, sowie

sämtlicher deutschen Banken, Bankiers und ihrer Filialen,

sämtlicher deutschen öffentlichen Sparkassen und ihrer Verbände,

jeder deutschen Lebensversicherungsgesellschaft, jeder deutschen Kreditgenossenschaft und jeder deutschen Postanstalt erfolgen. Wegen der Postzeichnungen siehe Ziffer 7.

Zeichnungsscheine sind bei allen vorgenannten Stellen zu haben. Die Zeichnungen können aber auch ohne Verwendung von Zeichnungsscheinen brieflich erfolgen.

2. Einteilung. Zinsenzinslauf.

Die Reichsanleihe ist in Stücken zu 20 000, 10 000, 5000, 2000, 1000, 500, 200 und 100 Mark mit Zinszscheinen, zahlbar am 1. April und 1. Oktober jedes Jahres, ausgefertigt. Der Zinsenzinslauf beginnt am 1. April 1917, der erste Zinsschein ist am 1. Oktober 1917 fällig.

Die Schatzanweisungen sind in 10 Serien eingeteilt und ebenfalls in Stücken zu: 20 000, 10 000, 5000, 2000, 1000, 500, 200 und 100 Mark, aber mit Zinszscheinen zahlbar am 2. Januar und 1. Juli jedes Jahres, ausgefertigt. Der Zinsenzinslauf beginnt am 1. Januar 1917, der erste Zinsschein ist am 1. Juli 1917 fällig. Welcher Serie die einzelne Schatzanweisung angehört, ist aus ihrem Text ersichtlich.

Auslosung.

Die Tilgung der Schatzanweisungen erfolgt durch Auslosung von je einer Serie in den Jahren 1923 bis 1932. Die Auslosungen finden im Januar jedes Jahres, erstmals im Januar 1923 statt; die Rückzahlung geschieht an dem auf die Auslosung folgenden 1. Juli. Die Inhaber der ausgelosten Stücke können statt der Barzahlung viereinhalbprozentige bis 1. Juli 1932 unkündbare Schuldverschreibungen fordern.

3. Zeichnungspreis.

Der Zeichnungspreis beträgt:

für die 5 % Reichsanleihe, wenn Stücke verlangt werden 98,— Mark,
 „ „ 5 % Reichsanleihe, wenn Eintragung in das Reichsschuldbuch mit Sperre bis zum 15. Oktober 1917 beantragt wird 97,80 Mark,
 „ „ 4 1/2 % Reichsschatzanweisungen 95,— Mark
 für je 100 Mark Nennwert unter Verrechnung der üblichen Stückzinsen (vgl. Ziffer 6).

4. Zuteilung. Stückelung.

Die Zuteilung findet tunlichst bald nach dem Zeichnungsschluß statt. Die bis zur Zuteilung schon bezahlten Beträge gelten als voll zugeteilt. Im übrigen entscheidet die Zeichnungsstelle über die Höhe der Zuteilung. Besondere Wünsche wegen der Stückelung sind in dem dafür vorgesehenen Raum auf der Vorderseite des Zeichnungsscheines anzugeben. Werden derartige Wünsche nicht zum Ausdruck gebracht, so wird die Stückelung von den Vermittlungsstellen nach ihrem Ermessen vorgenommen. Späteren An-

tragen auf Abänderung der Stückelung kann nicht stattgegeben werden.*)

Zu den Stücken von 1000 Mark und mehr werden für die Reichsanleihe sowohl wie für die Schatzanweisungen auf Antrag vom Reichsbank-Direktorium ausgestellte Zwischenscheine ausgegeben, über deren Umtausch in endgültige Stücke das Erforderliche später öffentlich bekanntgemacht wird. Die Stücke unter 1000 Mark, zu denen Zwischenscheine nicht vorgesehen sind, werden mit größtmöglicher Beschleunigung fertiggestellt und voraussichtlich im Februar n. J. ausgegeben werden.

5. Einzahlungen.

Die Zeichner können die gezeichneten Beträge vom 30. September d. J. an voll bezahlen.

Sie sind verpflichtet:

30%	des	zugeteilt. Betrages	spätestens	am	18. Oktober d. J.,
20%	"	"	"	"	24. November d. J.,
25%	"	"	"	"	9. Januar n. J.,
25%	"	"	"	"	6. Februar n. J.

zu bezahlen. Frühere Teilzahlungen sind zulässig, jedoch nur in runden durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts. Auch auf die kleinen Zeichnungen sind Teilzahlungen jederzeit, indes nur in runden durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts gestattet; doch braucht die Zahlung erst geleistet zu werden, wenn die Summe der fällig gewordenen Teilbeträge wenigstens 100 Mark ergibt.

Beispiel: Es müssen also spätestens zahlen: die Zeichner
 von M 300: M 100 am 24. Nov., M 100 am 9. Jan., M 100 am 6. Febr.
 " M 200: M 100 am 24. Nov., M 100 am 6. Februar;
 " M 100: M 100 am 6. Februar.

Die Zahlung hat bei derselben Stelle zu erfolgen, bei der die Zeichnung angemeldet worden ist.

Die im Laufe befindlichen unverzinslichen Schatzscheine des Reichs werden — unter Abzug von 5% Diskont vom Zahlungstage, frühestens aber vom 30. September ab, bis zum Tage ihrer Fälligkeit — in Zahlung genommen.

6. Stückzinsen.

Da der Zinselauf der Reichsanleihe erst am 1. April 1917, derjenige der Schatzanweisungen am 1. Januar 1917 beginnt, werden vom Zahlungstage, frühestens vom 30. September 1916 ab,

- a) auf sämtliche Zahlungen für Reichsanleihe 5% Stückzinsen bis zum 31. März 1917 zugunsten des Zeichners verrechnet,

*) Die zugeteilten Stücke werden auf Antrag der Zeichner von dem Kontor der Reichsbank für Wertpapiere in Berlin nach Maßgabe seiner für die Niederlegung geltenden Bedingungen bis zum 1. Oktober 1917 vollständig kostenfrei aufbewahrt und verwahrt. Eine Sperre wird durch diese Niederlegung nicht bedingt; der Zeichner kann sein Depot jederzeit — auch vor Ablauf dieser Frist — zurücknehmen. Die von dem Kontor für Wertpapiere ausgefertigten Depotbescheine werden von den Darlehnskassen wie die Wertpapiere selbst betrachtet.

- b) auf die Zahlungen für Schahanweisungen, die vor dem 30. Dezember 1916 erfolgen, $4\frac{1}{2}\%$ Stückzinsen bis dahin zugunsten des Zeichners verrechnet. Auf Zahlungen für Schahanweisungen nach dem 31. Dezember hat der Zeichner $4\frac{1}{2}\%$ Stückzinsen vom 31. Dezember bis zum Zahlungstage zu entrichten.

Beispiel: Von dem in Ziffer 3 genannten Kaufpreis gehen demnach ab:

I. bei Begleichung von Reichsanleihe		a) bis zum 30. September	b) am 18. Oktober	c) am 24. November
5% Stückzinsen für		180 Tage	162 Tage	126 Tage
=		2,50%	2,25%	1,75%
Tatsächlich zu zahlender Betrag also nur	Stücke	95,50%	95,75%	96,25%
	Schuldbuch-eintragung	95,30%	95,55%	96,05%

II. bei Begleichung von Reichsschahanweisungen		d) bis zum 30. September	e) am 18. Oktober	f) am 24. November
$4\frac{1}{2}\%$ Stückzinsen für		90 Tage	72 Tage	36 Tage
=		1,125%	0,90%	0,45%
Tatsächlich zu zahlender Betrag also nur		93,875%	94,10%	94,55%

Bei der Reichsanleihe erhöht sich der zu zahlende Betrag für jede 18 Tage, um die sich die Einzahlung weiterhin verschiebt, um 25 Pfennig, bei den Schahanweisungen für jede 4 Tage um 5 Pfennig für je 100 Mk. Nennwert.

7. Vollzahlungen.

Die Postanstalten nehmen nur Zeichnungen auf die 5% Reichsanleihe entgegen. Auf diese Zeichnungen kann die Vollzahlung am 30. September, sie muß aber spätestens am 18. Oktober geleistet werden. Auf bis zum 30. September geleistete Vollzahlungen werden Zinsen für 180 Tage, auf alle andern Vollzahlungen bis zum 18. Oktober, auch wenn sie vor diesem Tage geleistet werden, Zinsen für 162 Tage vergütet. (Vgl. Ziffer 6 Beispiele 1a und 1b.)

Berlin, im August 1916.

Reichsbank-Direktorium.

Savenstein.

v. Grimm.

Rennen zu Hoppegarten

Sommer-Rennen

Zwölfter Tag

Sonntag, den 10. September, nachm. 2 Uhr

7 Rennen;

u. a.:

Herzog von Ratibor-Rennen

Preise 13500 M.

Dreizehnter Tag

Montag, den 11. September, nachm. 2 Uhr

7 Rennen;

u. a.:

Languard-Rennen

Preise 13500 M.

Eisenbahn-Fahrpläne in den Tageszeitungen und an den Anschlagsäulen

Preise der Plätze:

Ein Logenplatz I. Reihe	Mk. 14,—
do. II. „	12,—
Ein I. Platz Herren	10,—
do. Damen	6,—
Ein Sattelplatz Herren	8,—
do. Damen	4,—
Sattelplatz Herren	4,—
do. Damen	3,—
Ein dritter Platz	1,50
Kinderkarten	1,—

Alleinige Anzeigen-„Die Zukunft“ nur **Max Kirstein** Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 59.
Annahme der Wochenschrift „**Die Zukunft**“ durch
Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zelle 1,20 Mk., auf Vorzugsseiten 1,80 Mk.
Fernspr. Amt Zentrum Nr. 108 03, 108 10.

Galamander Stiefel



★ Die deutsche ★
Weltmarke



JOE
LOE

Einzig in seiner Art

Wagner's Saar-Riesling

Centralverkaufsstelle für Deutschland: Berlin W.30.

Für Inzerate verantwortlich: D. Braß. Druck von Vogt & Garlich G.m.b.H. Berlin W.31.